Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 7 Leipzig, den 16. Februar 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Allvater — Individualisirung und Nationalisirung. Zur Germanisirung des Christentums 5 — Die Quäker: 2, 3 — Die Ausweisungen in Nordschleswig. Von einem Schleswiger: 1 — Stimmen der Väter: Aus den Briefen des Ignatius — Andreas Bockholdt. Tragödie von Wilhelm von Polenz — Verschiedenes: Das Gefühl in seiner Eigenart und selbständigen Entwicklung; Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments; Hiob; Amos und Hosea; Eine Aeußerung über das Hilfswerk an den Armeniern; An die Adresse des Diasporaboten; Zwei Urteile; Richard Rothes hundertster Geburtstag; Die konfessionelle Bewegung unter den Deutschen in Oesterreich — Nummern gesucht — Geldsendungen — Quittung — Anzeigen

Allvater

Matth. 13, 24—30. 36—43

Unkraut und Weizen auf demselben Acker. Der Hausvater gönnt aus gutem Grunde auch dem Unkraut Luft und Licht, gönnt ihm des Himmels Tau und Regen, gönnt ihm den guten Boden, auf dem es steht, gönnt es ihm, daß es grünt und gedeiht, daß es kräftig sich entfaltet, daß es zur Blüte kommt und seine Frucht ausreift. Der Acker ist die Welt, sagt der Herr. Der gute Same sind die Kinder des Reichs, das Unkraut die Kinder der Bosheit. Gott aber läßt seine Sonne aufgehn über Böse und über Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Ueber Alle ohne Unterschied thut er seine milde Hand auf und schüttet das Füllhorn seiner Güte aus über Alles, was da lebt. Er fragt nicht nach „Verdienst und Würdigkeit." Auch ohne ihre Bitte giebt er das tägliche Brot allen bösen Menschen. Das Land trägt seine Frucht gerade so gut dem geizigen und gottvergessenen Bauer wie dem frommen und rechtschaffnen. Die Kräfte der Natur lassen sich gerade so willig ausbeuten von einem hartherzigen, gewissenlosen Unternehmer, wie sie dem wohldenkenden, edelgesinnten sich dienstbar machen. Das Glück wirft seine Gaben, wie es scheint, ebenso gern dem Schlechten und Verkehrten in den Schoß, wie es den Braven und Gottesfürchtigen belohnt und segnet. O, es ist uns oft sehr wenig nach dem Sinn, es sieht uns oft aus wie eine schreiende Ungerechtigkeit, es will uns oft durchaus nicht stimmen mit dem Glauben an eine göttliche Weltregierung, daß es so gar nicht geht nach „Verdienst und Würdigkeit."

Aber die Kinder des Reichs — ja, zeige mir doch einmal ein rechtes Gotteskind, das in vollem Maße seinen Namen verdient! Wollen wir uns denn selber dazu rechnen? Gewiß wollen wir das und wollen Gott danken, daß er uns den Mut gegeben hat, ihn, den Heiligen und Herrlichen, unsern Vater zu nennen. Aber wir wollen darüber auch nicht vergessen, wieviel trotzdem sich an uns findet, das verzweifelt schlecht zu unsrer Gotteskindschaft paßt. Der Acker ist die Welt, sagt der Herr. Er hätte auch sagen können: Der Acker ist jedes, auch das beste und reinste Menschenherz. Weizen und Unkraut, Gutes und Böses streiten auch in ihm um die Oberhand. Gerade die Besten fühlen es am tiefsten, wieviel Unrechtes und Verkehrtes immer wieder sich einnistet, immer wieder Wurzel schlägt und auswächst auf dem nur allzu empfänglichen Ackerboden der eignen Brust.

Weiter. Wo von „Verdienst" die Rede sein soll, wie muß es da gehen? Erst die Arbeit, dann der Lohn! Von wann her aber hat denn Gott in Liebe und Fürsorge über uns gewaltet? Giebts einen Tag, wo er es nicht gethan hätte? So weit wir zurückdenken, ja ehe wir denken konnten, hat sein Auge über uns gewacht, haben seine Flügel sich schirmend über uns gebreitet, hat seine milde Hand segnend sich über uns aufgethan. Das Beste haben wir bereits vorgefunden, als wir mit unserm ersten Schrei diese Welt begrüßten: die Luft zum Leben, das liebe warme Sonnenlicht, den Platz, wo wir aufwachsen und gedeihen konnten, vor allem die treuen Vater- und Mutterhände, ohne deren Hut und Pflege wir verloren gewesen wären. Und wenn wir nun gelernt haben, selbst an unserm Leben zu zimmern, unsers Glückes eigner Schmied zu werden, hat nicht Gott uns die frische, rüstige, schaffende Kraft, die Gaben und Anlagen, die Waffen und Werkzeuge dazu verliehen? Wieviel Menschen hat Gott uns an die Seite stellen müssen, Lehrer und Meister, Freunde und Feinde! Sie Alle hatten wir nötig. Dazu die Gunst und Ungunst der Verhältnisse, die uns das Fortkommen erleichterten, oder mit denen wir zu unserm Heil zu kämpfen, vielleicht mühsam, angestrengt zu kämpfen hatten! Gewiß, es ist ganz natürlich dabei zugegangen! Aber immer wieder sage ich es: In diesem ganz alltäglichen Verlauf unsers Lebens das Walten und Wirken einer sorgenden Gotteshand erkennen und die Engel zu uns auf und niedersteigen sehn, das eben heißt wirklich einen Gott haben, das ist die Kunst, das Recht und der Segen unsers Glaubens.

Weil Gott uns geliebt hat, ehe wir waren, ehe wir das Geringste von ihm wußten, und weil er uns treu bleibt ohne Ende in unwandelbarer, wunderbarer Liebe, treu trotz aller unsrer Untreue, unsrer Gleichgiltigkeit und Gedankenlosigkeit, ja unsers Undanks, unsers bösen Willens — deshalb nennen wir ihn unsern Vater. Ein Geschlecht der Menschen folgt auf das andre. In langer endloser Kette lösen sie einander ab in stets sich mehrender Zahl. Allvater schafft Raum für jedes neue, jedes kommende Geschlecht. Er hat für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts schon gesorgt vor Tausenden von Jahren, damals schon hat er die ungeheuern Vorräte von Steinkohlen für uns hinterlegt in der Erde Schoß, damit wir jetzt uns bergen könnten vor der Winterkälte, damit wir jetzt die Menge der Maschinen treiben könnten, ohne die wir nicht mehr existiren würden. Immer wieder gehn die Menschenscharen ihre eignen Wege, häufen Sünde auf Sünde, Unrecht auf Unrecht. Sie selbst werden irre an der Menschheit. Sie selbst schildern ihresgleichen mit den schwärzesten, dunkelsten Farben. Sie selber rufen, wenn ein Gott im Himmel wohne, so müsse er Feuer und Schwefel herabregnen lassen über dies verderbte Geschlecht. Gott aber waltet über dieser sündigen Welt in ewig gleicher Langmut und Geduld und wird nicht müde zu segnen und wohlzuthun. Er hört nicht auf zu glauben an seine Menschenkinder, zu glauben an ihre Zukunft, zu glauben an den Sieg des Guten unter ihnen, an den Sieg seiner Liebe. Er hört nicht auf, mit starker Hand, mit Strenge und Milde sie für diese Zukunft zu erziehen. Das ist der Gott, der keinen andern Beweggrund seines Handelns kennt als Güte und Barmherzigkeit, der nicht fragt nach Verdienst und Würdigkeit. Vater, Vater ist sein Name.

Mag das Unkraut dem Weizen noch so ähnlich sein, der

Weizen bleibt doch Weizen, und das Unkraut bleibt Unkraut. Und es kommt auch die Zeit, wo das offenbar wird. Der Herr denkt an den Tag der letzten großen Entscheidung, wo über unser ewiges Los gerichtet wird. Möchte er uns dann zu dem Weizen rechnen können, den er einerntet in die ewigen Scheunen! Aber auch als Beides noch auf dem Felde draußen stand, ists wahrlich nicht einerlei gewesen, was Weizen und was Unkraut war. Wohl uns, wenn wir als Kinder des Allmächtigen uns wissen, wenn wir ihn kennen, ihn ehren und ihm dienen, dem Vater im Himmel, dem Urquell unsers Daseins, dem Hüter unsers Schicksals, dem Hort unsers Heils, der in sorgender Liebe über uns wacht, auf dessen Gnade und Treue wir trauen und bauen dürfen alle Zeit, der unsre Zuflucht ist für und für!

Dörries

Individualisirung und Nationalisirung

Zur Germanisirung des Christentums 5

Es sind freilich sehr allgemeine Größen, die in der Religion benannt werden. Der Eine Gott, sein Einiges Reich, der Eine Herr, der Eine Geist. Aber aller Wert und alle Wahrheit liegt in ihrer Bindung an die allerpersönlichsten Strebungen des Einzelnen, aus dessen Erlebnissen sie irgendwie herausgewachsen und aufgestiegen sein müssen, oder den sie zu solchen schöpferischen Erlebnissen anregen. Der Gott, zu dem der Fromme betet, ist der ihm lieb und vertraut gewordne Bewahrer seiner tiefsten Geheimnisse.

Von hier aus kommen wir zunächst allerdings immer bloß zu einer Individualisirung des Christentums; je ernster wirs aber damit nehmen, desto eher auch zur Nationalisirung, d. h. für uns Germanisirung.

Wir wollen herrschen. Zunächst äußerlich. Je mehr wir aber selbst innerlich mächtig werden, desto mehr wird unser Herrscherverlangen innerlich und geistig werden bis dahin, wo es nach dem tiefen Worte Jesu den Charakter des Dienenwollens annimmt. Schon unsre Sprache bildeten und bilden wir noch zu diesem Zweck, zum Ausdruck unsers Begehrens und Wollens; dann mit derselben Tendenz zum Austausch unsrer Gedanken. Erst zu zweit erweisen sich die so entstandnen Veranschaulichungen der Vorgänge in unserm Innern auch als höchst wertvolle Hilfsmittel zur eignen Gedankenzucht. So bildet auch der Religiöse Dogmen und Lehren, gewissermaßen seine Sprache, die Veranschaulichungen seiner innern Lebensbewegung zunächst durchaus zum Zweck der Verkündigung seiner Wahrheit, der Gewinnung von Gläubigen, der Herrschaft, der Erziehung; erst zu zweit erweist sich diese religiöse Sprachschöpfung der Selbsterziehung dienlich. Der Wert der Dogmatik ist ein praktischer: sie ist Pädagogik.

Es ist also klar, daß ganz von selbst das Verlangen sich darauf richten wird, einen größern Kreis an die eigne Art zu fesseln. Ganz von selbst wird der Religiöse versuchen, seine Verkündigung für weitere Gemeinschaften geeignet zu machen. Man kann wohl im Verkehr von Du zu Du, in der Werbung der Einzelnen sehr weitgehend individualisiren. Das wird nie aufhören dürfen. Die Einrichtung unsrer Pfarrbezirke und Schulen beruht darauf. Wer aber eine Dogmatik entwirft, d. h. eine religiöse Erziehungslehre für die Erzieher, der muß notwendig allgemeiner werden. Er soll sich nur darüber klar werden, daß je allgemeiner, desto wertloser und leerer seine Arbeit wird. Der erste Satz seiner Lehre muß dahin lauten, daß der Einzelne das, was folgt, in eigner, selbständiger Weise erleben und abwandeln muß. Der Wert jeder Allgemeinarbeit beruht darin, daß sie zu solcher persönlicher Schöpfung anreizt.

Der nächste Kreis jenseits der Familie ist aber unter normalen Verhältnissen immer das Volk, das durch lange Abgeschlossenheit, gemeinsame Erlebnisse, Interessen und Feindschaften, dazu durch eine vieltausendfache Blutmischung eine Art geistige Einheit, geistige Gesamtperson geworden ist, mit gleichen geistigen Bedürfnissen, Vorstellungsformen, Bestrebungen. Die Individualisirung wächst von selbst zur Nationalisirung aus.

Man kann die Sache noch etwas anders betrachten. Der Einzelne bleibt immer und ewig Glied seines Geschlechts, dadurch seines Volkes und schließlich der Menschheit. Deshalb ist es selbstverständlich, daß der Einzelne nie und nimmer bei einem Privatgott wird stehen bleiben können. Immer wird er zuerst an den Gott seines Geschlechts, seiner Väter und damit an den Gott seines Volkes glauben. Es ist gewiß ein Fortschritt gewesen, als zuerst die Frömmigkeit sich individualisirte. Aber wo irgend die Verhältnisse gesund sind, wird der Einzelne sich bewußt bleiben, daß sein Gott auch der seines Volkes ist. So wird, seitdem das Volk aufgehört hat, der letzte Horizont des Menschen zu sein, der Einzelne, wenn seine Frömmigkeit gesund ist, sich bewußt bleiben, daß sein Gott, der Gott seines Volkes auch der Gott der Menschheit ist. Aber wie es falsch ist, wenn der Einzelne seine persönliche Frömmigkeit aufgiebt, ebenso ist es falsch und auch ungesund, wenn über einer Humanitätsfrömmigkeit die Volksfrömmigkeit schwindet.

Schon rein praktisch. Eine gesunde Frömmigkeit wächst stufenförmig und das langsam. Es kann nur zur Phrase führen, wenn dem Einzelnen zugemutet wird, gleich die ganze Welt zu sich zu Gaste zu laden. Der Fromme empfindet seinen Gott als ihm persönlich und intim zugewendet, und die logische Reflexion, daß er zu den Andern ebenso intim ist, kann zunächst nur schaden. Es sind zuerst die nächsten Lieben, die Familie, die der Fromme in seine Freundschaft mit Gott aufnimmt, dann etwa noch ein näherer Kreis von Freunden und ihm lieben Autoritäten. So ganz von selbst in der Kindheit. Der erste größere Ring ist das Vaterland. Es ist die Gemeinschaft, die gerade noch vorstellbar ist als Gegenstand der Liebe. Und erst von hier aus ist der Ausblick mit Vorsicht auf die Menschheit als Ganzes zu eröffnen.

Es ist also ganz selbstverständlich — und ungesund, wo es nicht so ist! —, daß der Gott, der als Vater der frommen Menschheit überhaupt gedacht wird, die Volksfarbe trägt, gerade so selbstverständlich, als wie, daß er die individuelle Farbe des einzelnen Frommen weiterträgt. Oder will man es unfromm nennen, daß wir 1870 um Sieg baten? Und um gleich das letzte oberste Beispiel zu nennen: war es intellektuelle Beschränktheit, oder war es gesunde religiöse Entwicklung, daß es Jesus so schwer wurde, wie je einem Propheten vor ihm, über die Grenzen seines Volkes hinauszuschauen, und daß er bis zuletzt mit der Zerstörung Jerusalems den letzten Akt der Weltgeschichte beendet dachte?

Dagegen kann man einwenden, daß Jesus mit seinen Jüngern der Anfang sei, daß aber schon Paulus die Internationalisirung des Christentums für notwendig erkannt habe.

Ich glaube nun erstens, daß selbst im theoretischsten Unterricht Resultate nicht einfach mitgeteilt werden, sondern man läßt den Schüler sie finden. Selbst wenn der Internationalismus des Christentums ein Resultat sein sollte, würde es richtig sein, mit einem nationalen, einem deutschen Glauben zu beginnen. Der eigentliche Erfolg einer Entwicklung und so auch jeder Erziehung ist niemals ein Haben, sondern das Können. Auch der genialste Mathematikprofessor hat seine Kunst damit angefangen, das $2 + 2 = 4$ an seinen Fingern einzustudieren gleichwie der Hottentottenjunge in der Missionsschule, und auch sein Sohn wird ihm nicht als Privatdozent der Mathematik geboren. Noch in viel stärkerm Maße ist dies natürlich auf religiös-sittlichem Gebiete der Fall. Denn während manche Wissensdaten zur Not auch unverstanden benutzt und angewandt werden können und werden, so besteht auf religiös-sittlichem Gebiete aller Wert der Wahrheit darin, daß sie Glaubenswahrheit ist, möglichst frei und natürlich aus dem religiösen Leben selbst quellend und es rückbefruchtend. Die Pädagogik wird zur Teufelskunst, wenn sie zaubern will. Und die religiöse Pädagogik, die „mehr“ will, als den Zögling zu eignem Leben und Können leiten, die versucht zu zaubern im Namen Gottes. Darüber giebt es ein eignes Gebot.

Es scheint mir aber hiermit zu stehen wie überall, sogar in der Mathematik. Die Anfangskünste bleiben auch die notwendigen Handgriffe bis in die höchsten Sphären hinein. Und die einfachern sittlichen Gemeinschaften der Familie und des Volkes und die Bewährung in ihnen sind die ewigen Grund-

daten alles religiösen Lebens. Es kann — wie zur Zeit der Entstehung des Christentums — vorkommen, daß der Einzelne sich gegen sein Volk rein und richtig nur so bewähren kann, daß er es von sich stößt. Das sind dann sehr bitter und schwer empfundne und durchgekämpfte Gewissenskonflikte, und die Stellung, die der in sie Hineingeratene sich erringt, zur Grund-, Ausgangs- und Normalstellung für Alle zu machen, ist ebenso grausam als — thöricht.

Es giebt wissenschaftliche Bestrebungen, die den Menschen als Bündel, als zufällig und äußerlich zusammengehaltenes Nebeneinander verschiedner und verschiedenartigst beeinflußter Tendenzen, Gefühlsreihen, Anschauungen, Gedankengänge betrachten. Auch der empirische Einzelmensch wird so behandelt, zerlegt. Ganz gewiß bedeutet diese Art, sich über den Menschen zu orientiren, einen Fortschritt von allerhöchster Wichtigkeit.

Ich habe vorhin anerkannt, daß die Individualisirung der Religion ein großer Fortschritt gewesen ist. So ist es auch die nähere Bestimmung der besondern Quelle der Religion innerhalb des Einzelmenschen. Und es ist sicherlich eine Erhöhung des geistigen Niveaus eines Menschen, wenn seine religiösen Bedürfnisse oder Ueberzeugungen eine gewisse Selbständigkeit und damit eigne Pflege erhalten. Alle höhere Bildung bedeutet ja doch Entwicklung eines sichern Taktes einerseits für die Selbständigkeit der verschiednen Seiten unsers Wesens und andrerseits für die Notwendigkeit ihrer straffen Organisation unter die herrschenden Tendenzen. Ungebildet ist nur der, dem beispielsweise Wissenschaft und Religion oder Religion und Kunst oder ästhetische und sittliche Anschauung trübe durcheinander gehen. Aber ungebildet ist doch auch der — obwohl wir hier gewöhnlich andre Bezeichnungen gebrauchen —, dessen Geistesleben in die verschiednen Momente zerfällt, der die Zügel verloren hat, die unerquicklich schwächliche Erscheinung der sogenannten „Zerrissenen."

Die Lokalisirung — mir fehlt ein besserer Ausdruck — des religiösen Empfindens im Einzelmenschen ist eigentlich nur eine Fortsetzung dieser Entwicklung, in deren Mitte die Individualisirung der Religion steht und deren Anfang die Uebersetzung der internationalen Ur- oder Naturreligion ins Volksmäßige gewesen ist. Denn die Internationalität der Religion, die Weltreligion ist kein Ziel, sondern ein Ursprung. Wir waren international — als wir Affen waren! Das Vieh ist es auch heute! Und um nun genauer zu sprechen: Weder Internationalität noch Nationalität noch Individualität steht im Ziel der Entwicklung, sondern Organisation: Organisation der Nationen, der Individuen und der Geisteskräfte der Individuen. Diese Entwicklung vollzieht sich aber nicht in einer geraden Linie: keine Entwicklung vollzieht sich so, vielmehr bald in Sprüngen, bald in Nachholungen, bald nach der einen Seite hin reißend schnell, auf der andern gleichzeitig fast reaktionär. Hier löst sich ein Volkstum auf, dort bildet sich ein neues. Die Uebersicht über das ganze Gewebe, seine stetige Entwirrung ist nicht unsre Sache, weder unsre Sache noch unsre Aufgabe. Unsre Sache und Aufgabe ist, an unsrer Stelle und zu unsrer Zeit die richtige Tendenz mit kräftigem geschichtlichen Instinkt erkennen und einschlagen, die Zeichen der Zeit verstehen und befolgen. Unser Volk steht in seiner Konsolidirung als charaktervolles Volkstum. Für uns gilt deshalb auf religiösem Gebiet als die Eine alleinige Hauptparole: Germanisirung des Christentums, Uebersetzung der ethischen Urreligion, Allgemeinreligion, „Weltreligion" in deutsche Eigenart, deutschen Volksglauben.

Ich bin also nicht der Meinung, daß Weltreligion eine falsche Parole sei. Sie war einst die einzig richtige. Wohl aber meine ich, daß für uns eine andre Stunde geschlagen hat. Weltreligion, Volksreligion, Privatreligion sind nicht ausschließende Gegensätze, sondern die drei Beziehungen jeder wahren Religion. Es fragt sich nur, welche Beziehung jeweilig die herrschende sein muß. Dadurch, daß die eine herrschend wird, werden die andern beiden nicht falsch, aber sie werden aus Richtlinien zu Grenzlinien.

Ich biege auf meinen Gedankengang zurück. Wie selbständig die einzelnen Seiten des menschlichen Geistes werden, immer wird es dabei bleiben, daß sie sich organisiren müssen zu tüchtigen, umfassenden, wohlausgebildeten Einzelpersönlichkeiten. Und so gilt nun auch der andre Satz: Wie selbständig die einzelnen Individuen des Menschengeschlechts werden mögen, immer muß es dabei bleiben, daß sie sich organisiren müssen zu charaktervollen Volksindividualitäten.

Der gesunde Mensch nimmt die starke und sichtbare Einheit seiner Glieder als Anzeichen dafür, daß auch eine seelische Einheit erreicht werden soll. Er läßt es nicht dabei bewenden, daß er ja „selbstverständlich" eine Einheit sei, sondern er setzt sich die charaktervolle Einheit der Persönlichkeit zum ersten und ernsten Ziele. Und ein Volk sollte den schönen Leib seiner Sprache — um alles Andern nicht zu gedenken — nicht als Ermunterung dafür nehmen, auch eine starke seelische Einheit dahinein zu schaffen? Es sollte sich diesen Zweck als einen zu niedrigen schmähen lassen?

Bonus

Die Quäker

2. Erste Missionsthätigkeit

Ehe wir die Quäker des siebzehnten Jahrhunderts verlassen, müssen wir uns über ihren Charakter noch etwas klarer werden. Sie sind eine Sekte geblieben, aber sie waren als die wahre Kirche gedacht, die in der ganzen Welt die falschen Kirchen verdrängen sollte. Daher von Anfang an eine feurige Missionsthätigkeit, die sich bald auch auf das Ausland ausdehnte. Fox hatte zeitweilig dreiundsiebzig Missionare unter sich, die auch von Nichtquäkern gern gerufen wurden, um der wüsten Masse etwas Religion beizubringen, die also eine ähnliche Aufgabe erfüllten wie heute die Heilsarmee. Und wie diese ihre Leutnantinnen und Kapitäninnen hat, so sandte auch Fox weibliche Prediger aus. Aber es liefen gerade über die Frauen viele Klagen ein; von einer heißt es, Fox solle sie lieber als Dienstmagd weggeben, mit ihren Predigten mache sie die Sache nur lächerlich.

Kaum war die Sekte entstanden, so machten sich Einzelne auf, um in Frankreich, Holland, Deutschland ihre Lehre zu verkünden, ja sie gingen auch nach Rom und Konstantinopel, um den Papst und den Sultan zu bekehren. Aber man verstand sie in den südlichen Ländern nicht, ließ sie drauflosreden oder steckte sie in Tollhäuser.

In Deutschland war von 1658 an William Ames öfters in Heidelberg am Hofe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der ihm wohlwollte; in Griesheim bei Worms entstand eine kleine Gemeinde, die jedoch bald nach Pennsylvanien auswanderte. Auch nach Hamburg und Danzig gelangte Ames. 1677 kamen die beiden hervorragendsten Quäker nach Amsterdam, Georg Fox und William Penn, um in Holland und Deutschland Freunde zu werben. Fox ging nur nach Hamburg und Friedrichstadt und schickte durch seine Stieftochter und andre Quäkerinnen einen Brief an die Aebtissin Elisabeth von Herford, die Beschützerin aller Stillen im Lande. Penn und der auch schon genannte Barclay folgten der weiblichen Gesandtschaft auf dem Fuße. Sie wurden freundlich aufgenommen, aber sie erreichten nichts weiter. Ebenso ging es ihnen in Kassel bei Duräus, in Frankfurt a. M. bei Gichtel; mit Spener scheinen sie nicht gesprochen zu haben. Doch darf man wegen dieser Mißerfolge nicht annehmen, die Quäker seien für die deutsche Geistesgeschichte unwichtig; ihr Einfluß auf die pietistische Richtung, insbesondre auf die Brüdergemeine ist nicht gering, und ihr Kampf für die Religionsfreiheit hat auch für Deutschland Wert. Es giebt ein besondres Buch von Bruno Bauer über den „Einfluß des englischen Quäkertums auf die deutsche Kultur."

War auf dem europäischen Festlande kein guter Boden, so war er in Amerika desto besser. Ihre Sendboten wurden zwar anfangs dort noch grausamer behandelt als in der Heimat und noch dazu von Leuten, die einst selbst des Glaubens halber Europa verlassen hatten. Aber gründlich änderte das William Penn. Sein Vater, Admiral Penn, hatte Jamaika für England erobert und sonst dem Könige, wie vor ihm Cromwell, manchen Dienst erwiesen; von ihm erbte William (1644 bis 1718) große Geldansprüche an die Krone. Er erbat sich für seine Schuld-

forderung ein Gebiet in Amerika, und 1681 überließ ihm die Regierung wirklich einen großen Landstrich, den der König selbst Penn zu Ehren Pennsylvanien nannte. So war William Penn in der beneidenswerten Lage, ein neues Staatswesen in einem großen fruchtbaren Gebiete gründen zu können. Er hatte sich schon als blutjunger Student in Oxford den Quäkern angeschlossen und war ihnen treu geblieben, wie sehr ihm auch sein Vater grollte, wie lange er auch im Tower dafür schmachten mußte; jetzt konnte er die alten Ideale: volle religiöse und möglichst große politische Freiheit, verwirklichen. Auf seinen Reisen am Mittel- und Niederrhein hatte er oft erfahren, wie gerade die Besten auswanderten, um über dem Ozean ein Land der Freiheit zu suchen; diese frommen Deutschen folgten nun bald seiner Einladung.

Daß er für seine 16000 Pfund ein ganzes Königreich erhalten hatte, ahnte Penn selber nicht; vorläufig war es nur unbekanntes wildes Land, in dem ein paar holländische und schwedische Ansiedler wohnten und Tausende von Indianern umherschweiften. Ehe Penn das Land besiedelte, arbeitete er mit seinem Freunde Algernon Sidney eine freiheitliche Verfassung und vierzig vorläufige Gesetze aus, die später für die Konstitution der Vereinigten Staaten maßgebend und für die Weltgeschichte von größter Bedeutung wurden; denn damit erstand das erste moderne Staatswesen, wie es sich in den alten Ländern erst in Revolutionen durchsetzen mußte. Am 27. Oktober 1682 betrat Penn selbst den Boden seines großen Landes; sofort ließ er das Parlament der Kolonisten zusammentreten und eigne Gesetze beschließen. Ganz neu war auch seine Behandlung der Indianer. Bisher hatte noch kein Weißer ihr Eigentum, ihr Recht, ihr Leben geachtet; Penn trat vor sie waffenlos, mit der Börse in der Hand und kaufte das Land, das er hätte rauben können. Er schloß mit ihnen einen Freundschaftsvertrag, der auf beiden Seiten heilig gehalten wurde. Dann gründete er die Stadt Philadelphia, die zur zweiten Stadt der Union und zur wichtigsten Stadt in ihrer Befreiungsgeschichte geworden ist. Es würde zu weit führen, seine weitern Thaten und Schicksale zu erzählen. Oft mußte er Verdruß und Undank erfahren; auch die ehrbaren Quäker erwiesen sich oft als kurzsichtige Thoren oder gar als selbstsüchtige Schurken. Schließlich mußte Penn sein Eigentumsrecht über Pennsylvanien wieder an die Regierung verkaufen, aber er hatte dem neuen Lande doch seinen Stempel aufgedrückt.

Die amerikanischen Quäker haben den besten Anteil an der menschlichen Behandlung der Indianer, soweit sie vorkommt, und an der Befreiung der Negersklaven. Penn hatte den gefährlichsten Feind der Rothäute sofort erkannt; als er 1684 von ihnen Abschied nahm, um auf eine Weile nach England zurückzukehren, bat er sie inständigst, kein Feuerwasser mehr zu trinken; seinen Leuten aber verbot er, ihnen Rum und Brandy zu verkaufen. Auch Georg Fox, der 1672 Amerika besuchte, forderte von den Seinen, daß sie den roten und schwarzen Brüdern das Evangelium brächten, woran die ersten puritanischen Einwandrer durchaus nicht gedacht hatten, und daß sie den Schwarzen nach einiger Zeit die Freiheit schenken sollten, denn, schreibt er, „alle Menschen haben ein Recht auf Freiheit." Aus der Mitte des Quäkertums sind dann im vorigen Jahrhundert die Männer erstanden, die durch Wort und Schrift die Greuel der Sklaverei und des Negerhandels bekämpften und auch erreichten, daß in den meisten nördlichen Staaten die Sklaverei abgeschafft wurde. 1758 beschlossen die Quäker die Ausstoßung jedes Mitglieds, das für Beibehaltung der Sklaverei eintreten würde. Schließlich mußten größere Mächte als die Quäkergemeinden eintreten, aber das Zeugnis des größten Eifers kann ihnen nicht versagt werden.

3. Ein ehrbares Völkchen

Wir sind nun schon in das achtzehnte Jahrhundert gekommen und müssen die zweite, dritte und vierte Generation der Quäker betrachten. Sie waren von ganz andrer Art als die erste. Enthusiasmus ist bekanntlich keine Dauerware, und gerade in der Religionsgeschichte beobachten wir oft einen erschreckenden Tiefstand nach Jahren des Steigens und Hochstehens.

Bei den Quäkern hatten die schrecklichen Verfolgungen, die vielen Auswanderungen ihren Anteil. Die Kinder waren müde und matt, man möchte sagen: von der Arbeit ihrer Väter; sie dachten nicht mehr an eine Weltmission, sie gaben sich zufrieden als Sekte, noch dazu als kleine Sekte und verlangten nichts weiter, als daß man sie in Ruhe ihre eignen Wege zum Seelenheil wandeln ließ.

Aeußerlich ging es ihnen ja bald viel besser als ihren Vätern. Sie hielten zusammen wie Brüder, heirateten nur untereinander und wurden so gleichsam adlig; sie waren fleißig, sparsam, mäßig, zuverlässig, wahrhaftig, sodaß sie sich als Geschäftsleute eines hohen Rufes erfreuten. Jeder kaufte gern bei einem Quäker, sein Wort galt so viel wie bei Andern ein Eid, Schund lieferte er nicht, falsches Maß war hier undenkbar, seine Leinwand konnte man getrost im Dunkeln kaufen. Schon wegen dieser Tugenden mußten die Quäker als Kaufleute, Industrielle und Landwirte gedeihen; dazu kam, daß sie andre Berufe kaum treiben konnten, und daß sie deshalb, ähnlich wie die Juden auf gewinnbringende Berufe beschränkt, in diesen immer tüchtiger und mächtiger wurden. Denn Staatsämter konnten sie aus Gewissensgründen oder wegen der Staatsgesetze nicht annehmen; Soldaten konnten sie nicht werden, weil ihre Religion alles Waffentragen und Kriegführen verbietet; gegen Wissenschaften und Künste aber waren sie mißtrauisch, denn sind nicht gelehrte Menschen oft gottlos, und dienen nicht Dichter, Maler und Musiker oft dem Aberglauben oder gar dem Laster? Ein biederes Quäkerpaar in Neuengland bemerkte einst, daß sein Sohn Benjamin viel Lust und Talent zum Zeichnen besaß, das machte ihnen schwere Sorge; sie berieten sich mit ihren Freunden hin und her, ob Malen Sünde wäre: schließlich ließen sie sich überzeugen, daß des Knaben Talent doch eine Gabe Gottes sei, der man sich fügen müsse. Benjamin West ist dann ein berühmter Maler und in London ein Freund des Königs und Präsident der Akademie der Künste geworden; aber bezeichnend ist es, daß er sich nicht zu den Quäkern hielt, obwohl ihn doch Jedermann dazu rechnete: der Gegensatz zwischen einem Künstler und dem ehrbaren Völkchen der Quäker war zu groß.

Ein ehrbares Völkchen waren die Quäker des vorigen Jahrhunderts allerdings und ein absonderliches auch. Schon an ihrer Tracht waren sie kenntlich; die Männer am breitkrempigen Hut, am kragenlosen Rock, der statt mit prunkhaften Knöpfen nur mit Häkchen geschlossen wurde; die Frauen trugen den aschgrauen Hut ohne Band, Blume oder Feder, auch das Seidenkleid war aschgrau, ein heller Shawl kam dazu. Aber Alles, was sie trugen oder besaßen, war von der größten Gediegenheit, und in ihre Häuser mußte man gehen, wollte man glückliches Behagen in einfach schlichter und doch feiner Umgebung genießen, wollte man ein fröhliches Familienleben beobachten, in dem sich Niemand nach Theater, Konzert und Tanz sehnte. Auch an ihren Manieren waren die „Freunde" zu erkennen. Sie redeten wenig und mit Bedacht, sagten zu Jedermann Du und mieden auch in Briefen das Wort „Herr," sowie alle Titel; denn, sagten sie, die ersten Christen haben zu den Aposteln auch nicht „Eure Heiligkeit" oder „Hochwürden" gesagt, auch nicht „Lord Peter" und „Lord Paul," auch nicht Doktor und Magister, sondern einfach: Petrus und Paulus.

Aber die Zugehörigkeit zu ihrer Sekte half mehr zu Ehrbarkeit und Wohlstand, als zur Vertiefung des religiösen Lebens. Da der geistliche Stand fehlte, ebenso die Vertreter der brotlosen Künste, die ihren Mitmenschen immer Etwas zu sagen haben, da ferner die Bibel wenig beachtet wurde und oft gar nicht vorhanden war, so trat bald geistliche Dürre ein. Desto mehr hielten die Gemeindeältesten auf bürgerliche Tugend. Ihre Armenpflege war musterhaft, auch für die Schulbildung sorgten sie gut; seit 1779 hatten sie in Ackworth und anderwärts treffliche Internate, in denen die armen und ärmsten Quäkerkinder sich eine gute Bildung aneignen konnten: auch das ist ein Grund für den allgemeinen Wohlstand der heutigen „Freunde" und ihre allgemeine Tüchtigkeit. Um alle Kleinigkeiten kümmerten sich die Aeltesten und Aufseher der Gemeinden; oft stellten sie fest, welche Kleidung Männer und Frauen tragen durften und was als eitler Tand zu verbieten sei. Die Läden

wurden überwacht, ob sie nicht unnütze Sachen wie Spitzen oder Bänder enthielten; die Häuser, ob die Zimmer nicht zu groß seien oder zu fein; Gardinen und blitzendes Küchengeschirr galten zuweilen als eitler Luxus, ebenso Kutschen, sogar Blumenbeete, da ja an ihrer Stelle Kohl und Rüben wachsen konnten. Bedenklich erschien Manchem das Theetrinken, ebenso das Rauchen, Schnupfen und Kauen von Tabak. Hier und da durfte Niemand seinen Wohnsitz ohne Zustimmung der Gemeinde wechseln; Landleute verhinderte man, größere Güter zu übernehmen, als sie bewirtschaften konnten; Leinwand- und Wollenweber, deren Ware nicht solid und dauerhaft war, wurden ausgestoßen; Personen, deren Vermögenslage gefährdet erschien, mußten über ihre Einnahme und Ausgabe Rechenschaft ablegen u. s. w.

Daß es den Angehörigen einer solchen Gemeinschaft äußerlich wohl gehen mußte, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß sie allen Andern als eine fremdartige Gesellschaft erschien, der sich anzuschließen gar nicht in Frage kam. So wuchsen sie nicht an Zahl; sie hatten zwar das für eine Sekte ungehörige Verfahren, daß ihre Kinder von selbst zur Gemeinde gehörten, ohne irgend ein Glaubensbekenntnis abzulegen, aber als wohlhabende Leute hatten sie weniger Heiraten und weniger Kinder als die Armen, und viele ihrer jungen Leute wanderten aus. Viele traten auch aus, weil ihnen die scharfe Ueberwachung nicht paßte, Viele mußten ausgestoßen werden, weil sie gegen eins der zahlreichen Gesetze sich vergingen, vielleicht ein Mädchen andern Glaubens heirateten: bei der Kleinheit der Sekte kann es nicht wunder nehmen, daß jeder dritte junge Mann sein Herz an eine Andersgläubige verlor. Dazu waren die andern Kirchen und Sekten weit rühriger und entfalteten ein stärkeres religiöses Leben; besonders die Jünger Wesleys, die Methodisten, haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Menge Elemente angezogen und Aufgaben übernommen, an die Georg Fox einst gedacht hatte. Als er 1691 starb, gab es in Großbritannien und Irland 60 oder 70000 Quäker; damals 1860 kam auf 130 Engländer ein Quäker; 1800 nur einer auf 470, nur einer auf 1100; 1860 waren es in Großbritannien und Irland 26000, 1895 nur noch 19806.

Bode

Die Ausweisungen in Nordschleswig

Von einem Schleswiger

1

Ueber die viel besprochnen Ausweisungen in Nordschleswig haben wir bisher schweigen zu müssen geglaubt, da es sich in diesem Falle um eine schwierige und nicht in erster Linie kirchliche Frage handelt. Es veranlaßt uns nicht sowohl eine Aufforderung des Herrn Herausgebers, das Wort zu nehmen,*) vielmehr nötigt uns der Umstand, daß zur Verteidigung dieser Aufsehen erregenden Maßregel in der Presse und auch sonst Grundsätze verkündet werden, zu denen ein Blatt, das die Prinzipien des evangelischen Christentums vertritt, unmöglich schweigen kann. Ueberhaupt sind aus dem weitern Verlaufe der Angelegenheit mancherlei Vorgänge zu verzeichnen, die nicht für den ritterlichen Sinn und die Wahrheitsliebe eines Teils unsrer Presse sprechen, ja die — wir können uns leider des Vergleichs nicht erwehren — einige Aehnlichkeit haben mit Aeußerungen eines engherzigen Chauvinismus, wie sie in den letzten Monaten in unserm westlichen Nachbarlande zu Tage treten. Insbesondre hat Viele tiefer Unwille erfaßt, als angesehene Zeitungen den Professor Delbrück wegen einer erregten Aeußerung über die ersten Gruppenausweisungen im Dezemberheft seiner Preußischen Jahrbücher sofort der Regierung denunzirten. Wider Erwarten ist thatsächlich eine Disziplinaruntersuchung gegen Delbrück eingeleitet worden und hat weit über die Universitätskreise hinaus überall da tief verstimmend gewirkt, wo man Etwas auf geistige Selbständigkeit und Ueberzeugungstreue hält. Von Professor Julius Kaftans offnem Briefe an seinen Kollegen Delbrück hat die eben erwähnte Presse mit Vorliebe nur den kleinen Abschnitt mitgeteilt, der die dänische Agitation verurteilt, dagegen nicht den höchst beachtenswerten Hauptinhalt des Schreibens, der sich gegen die bisherige Politik der Regierung in Nordschleswig richtet. Hinwiederum erzählte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, und die andern Blätter druckten es nach, des Professors Bruder, der Schleswiger Generalsuperintendent Theodor Kaftan habe als solcher und vorher als Schulrat die Ansicht vertreten, man könne in Nordschleswig nunmehr gern mit einem Schlage ganz die deutsche Sprache in der Schule einführen, wenn nur nicht in der Kirche: eine offenbare Verkehrung des allen irgendwie Kundigen nur zu gut bekannten Thatbestandes, die den Generalsuperintendenten nötigte, mit einer nachdrücklichen Richtigstellung aus seiner amtlichen Reserve hervorzutreten. (In der Täglichen Rundschau. Vergl. Kieler Zeitung vom 3. Januar, Abendausgabe.)

Ueberhaupt treten auch in diesen Verhandlungen wieder einmal die höchst betrübenden Symptome der neusten Entwicklung unsers öffentlichen Lebens zu Tage, daß die nationalen Parteien um des realpolitischen Interesses willen die Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit zurückstellen und es den oppositionellen Gruppen, den Ultramontanen, Freisinnigen und — Sozialdemokraten überlassen, das auszusprechen, was man im deutschen Volke fühlt und denkt. Dieser Zustand ist um so mehr zu beklagen, als das evangelische Christentum in unserm öffentlichen Leben nicht entsprechend zu Worte kommt. Während nun seitens der chauvinistischen Kreise: des Alldeutschen Verbandes z. B. in Hamburg, der Kriegervereine und des Bundes der Landwirte(!) an einzelnen Orten des östlichen Schleswig Zustimmungserklärungen zu den Ausweisungen und sogar Kundgebungen gegen Delbrück(!) in Szene gesetzt, ja von der deutschen Agitationspartei in Nordschleswig in Hadersleben gelegentlich eines Besuchs des Oberpräsidenten große Festlichkeiten veranstaltet sind, kämpft die unabhängige und oppositionelle Presse, voran die Kieler Zeitung, das hervorragendste Blatt der Provinz, unermüdlich gegen die Berechtigung der Ausweisungen, und die dänischen Blätter diesseits und jenseits der Grenze haben einen Agitationsstoff wie nie zuvor, mit dem sie ihre Spalten füllen und ihre Leser in Spannung halten. Der deutsche Handel sieht sich auf einem wichtigen Absatzgebiet plötzlich zurückgewiesen und befürchtet dauernde Verluste. Die schlichte Empfindung des einfachen Bürgers und Bauern, der von seinem Erwerbe leben muß, sieht in den Ausweisungen ein Unrecht, sowohl gegen die betroffnen Dienstboten als gegen deren Herrschaften, und eine Beeinträchtigung der natürlichen Menschenrechte.

Es kommt doch bei dieser Sache auch das allgemein menschliche Mitgefühl in Frage. Handelte es sich nämlich nur um etliche unnütze, etwa auch politisch lästig gewordne Subjekte, gegen die begründete Klagen vorlägen, so wäre deren Entfernung nur ein natürlicher Gebrauch des Hausrechts. Nun verbietet es aber schon die Größe der Zahl der Ausgewiesenen, an diese Möglichkeit zu denken. Nach einer uns vorliegenden Statistik von Mitte Dezember, die aber durch neure und neuste Ausweisungen überholt ist,*) haben seit dem 1. Februar 1898 **wenigstens** 185 Personen Ausweisungsordre erhalten. Wenigstens 55 sind abgereist, ohne den Ausweisungsbefehl entgegenzunehmen, und wenigstens 31 sind ihren Vätern, Männern oder Versorgern gefolgt. Zusammen zählt man seit 1. Februar wenigstens 271 und seit 1. Oktober wenigstens 250 Personen: für ein Gebiet, das drei bis vier Kreise umfaßt, eine nicht geringe Anzahl, und darunter viele Frauen und Kinder. Die Betroffnen sind meisten-

---

*) Im Jahre 1892 (Nr. 8) brachten wir einen Artikel: **Die nordschleswigsche Sprachfrage und die Kirche**, 1893 (Nr. 34) einen zweiten: **Politik und Kirche in Nordschleswig**. Ein hoher Regierungsbeamter in Berlin hat diese Aufsätze damals als das Beste bezeichnet, was zur Sache geschrieben worden sei. Als nun die Ausweisungen dänischer Grenzbewohner aus Nordschleswig die Gemüter lebhaft bewegten und man unter dem Für und Wider der politischen Presse allmählich nicht mehr wußte, was gut und was böse ist, glaubten wir unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir den Verfasser baten, sich neuerdings zu äußern. Können wir auch nicht beanspruchen, politischen Einfluß zu üben, so können wir doch helfen, gegenüber politischen Vorgängen das sittliche Urteil klären. — Zum bessern Verständnis noch dies, daß im ganzen 19—20000 dänische Unterthanen in Nordschleswig wohnen.

D H

*) Noch in diesen Tagen sind wieder mehr als 30 Ausweisungen oder Drohungen mit Ausweisung erfolgt.

teils aus Dänemark zugezogne Knechte, Mädchen oder Handlungslehrlinge und Gehilfen u. s. w. Es lag schon eine Härte darin, diese jungen Leute ohne Angabe des Grundes und ohne die Möglichkeit der von der Gesindeordnung vorgeschriebnen Kündigung mitten im Winter kurz vor Weihnachten von ihrem Platze zu nehmen und sie aufs Ungewisse in ihr Heimatland zurückzuschicken, das sie um des Erwerbs willen verlassen hatten. Weit härter war es noch, daß auch einige Familienväter, z. B. zwei Kornhändler und Gastwirte und bei ihnen bedienstete Arbeiter ausgewiesen wurden, die viele Jahre hier ansässig gewesen sind. Wir sind nicht ganz sicher, ob diese zur Klasse der sogenannten Optanten gehören, d. h. solcher alter Landeseinwohner, die sich in den Jahren nach dem Friedensschlusse von 1864 für die dänische Staatszugehörigkeit erklärt haben, und deren Rechte durch besondre Konventionen geregelt sind, sodaß sie nur unter Angabe des Grundes ausgewiesen werden dürfen. Einem der vorhin Genannten soll nämlich auf seine Frage als Grund angegeben sein, er habe seine Kinder nicht regelmäßig genug zu den deutschpatriotischen Schulfesten geschickt! Vollends nicht zu rechtfertigen würde es aber sein, wenn ein alter Mann ausgewiesen wäre, der bei einem Bauern das Gnadenbrot hatte, und (angeblich freilich erst nach Einholung eines Physikatsattestes), ein todkrankes Mädchen mit seiner verwitweten Mutter, das jenseits der Grenze nach wenigen Tagen verstarb! — Ja man hat in der Folge zu einem förmlichen Repressiv- und „Geißelsystem" gegriffen. Nach einer Versammlung des dänischen Kommunalvereins in Hadersleben am Ausgange 1898 wurden 24 Handwerksgesellen, Kommis, Lehrlinge, Knechte oder Mägde von Mitgliedern dieses Vereins mit Ausweisung bedroht, falls sie nicht zu deutschgesinnten Prinzipalen übergehen wollten. Aehnlich ging es später mit den Knechten angesehner dänischer Hofbesitzer. Ja einige Lokalbehörden stellten an Eltern, deren konfirmirte Kinder Fortbildungsschulen in Dänemark besuchten, das Verlangen, die Kinder nach den Weihnachtsferien zu Hause zu behalten, widrigenfalls die in der Gemeinde wohnenden Optanten ausgewiesen werden sollten. Andern Eltern wurde sogar für den Fall der Nichterfüllung einer ähnlichen Zumutung von zwei Amtsrichtern die Entziehung des Erziehungsrechts über ihre Kinder angedroht und in einem Falle thatsächlich verfügt. Gerade diese Drohungen, die nach den sowohl an Dänemark als im Abgeordnetenhause abgegebnen Erklärungen über das von der Regierung Gewollte hinausgingen, verwundeten aufs tiefste und ließen bei dem unbedingt zu erwartenden Widerstande eine ernste Krisis befürchten. „Das greift herein in das menschliche Leben, in die natürlichen Elternrechte," sagte ein einfacher Mann aus dem Volke in einer durchaus deutschgesinnten Gegend. „Wir machen es jetzt nicht besser mit den Dänen, als sie es einst mit uns machten," äußern Andre, und: „Ein Schleswig-Holsteiner wäre nicht auf das Mittel der Massenausweisungen gekommen," meinte ein Dritter.

Andrerseits ist man dankbar für den jetzt so nachdrücklich ausgesprochnen Willen, Ruhe im Lande schaffen zu wollen, und man weiß vollauf die Schwierigkeit der Aufgabe zu würdigen, die unsrer Regierung in Nordschleswig gestellt ist. Es gilt nämlich, die empfindliche dänisch redende und in ihrer Mehrheit dänisch gesinnte Bevölkerung mit dem heutigen Zustande zu versöhnen und den Bann einer Agitation zu brechen, deren Vorgehen die Geduld auf eine harte Probe stellt. Wir müssen deshalb auf diese Verhältnisse näher eingehen.

Stimmen der Väter

Aus den Briefen des Ignatius

Der römische Heiligenkalender notirt zum 1. Februar das Martyrium des Ignatius, Bischofs von Antiochien, „der in der Verfolgung unter Trajan (98—117) zum Tierkampf verurteilt, gefesselt nach Rom geschickt . . . dann den wilden Tieren vorgeworfen wurde." Der Tag ist ohne alle Gewähr: in der alten Kirche ist das Gedächtnis des Ignatius vor etwa 1500 Jahren im Juni, dann im Dezember gefeiert worden; wir wissen über seinen Todestag nichts Sicheres. Die Sache selbst aber ist richtig: Ignatius ist etwa in der Zeit zwischen 110 und 117 von Antiochien nach Rom geschleppt worden, um dort im Tierkampf getötet zu werden. Auf seiner Todesreise hat er in Smyrna, in Troas und in Neapolis, der] Hafenstadt von Philippi, sieben uns erhaltne kurze Briefe geschrieben, fünf an asiatische Christengemeinden, die er unterwegs persönlich oder in ihren Abgesandten begrüßt hatte, einen an die Römer, einen an Polykarp von Smyrna. Diese Briefe sind wegen der exaltirten Sprache, der barocken Phantasie und der Gedankensprünge ihres Verfassers modernen Lesern als Ganzes ungenießbar, überdies mit ihren Mahnungen gegen die Irrlehrer der Zeit, ihrem Drängen auf Zusammenschluß der Gemeinden um ihren Bischof uns nur historisch interessant, nicht direkt förderlich. Doch lassen sich Stellen auswählen, denen nachzudenken auch den Lesern der christlichen Welt reizvoll sein kann.

Loofs

Aus dem Brief an die Epheser: Und für die andern Menschen betet unaufhörlich — denn man kann für sie auf Bekehrung hoffen —, daß sie Gott finden möchten. So gebt ihnen nun Gelegenheit, wenigstens durch den Eindruck eures Wandels zu Jüngern gemacht zu werden. Sind sie zornmütig, so bleibt gelassen; sind sie großmäulig, so seid ihr bescheiden; lästern sie, so betet für sie; sind sie haltlos in ihren irrigen Gedanken, so seid ihr fest im Glauben; sind sie bösartig, so seid freundlich; sucht nicht euerseits ihr Gebaren zu erwidern! Als ihre Brüder wollen wir uns erweisen durch Liebenswürdigkeit, des Nachahmens aber wollen wir uns befleißigen gegenüber dem Herrn. Wer hat mehr Unrecht erduldet als er! Wem ist in höherm Maße genommen, was ihm gebührte! Wer hat mehr Verunehrung erfahren!

Aus dem Brief an die Magnesier: Laßt euch nicht irre machen durch andersartige Lehren, auch nicht durch alte Fabeln, die nutzlos sind. Denn wenn wir noch immer nach jüdischen Satzungen leben, so sagen wir damit, daß wir die Gnade noch nicht empfangen haben. Denn die gotterfüllten Propheten haben [weit entfernt davon, jüdischer Gesetzlichkeit das Wort zu reden*)] ein Glaubensleben geführt, das den Forderungen Jesu Christi entspricht. Darum sind sie auch verfolgt worden, weil sie erfüllt waren von seiner Gnade, damit die Ungläubigen volle Gewißheit darüber empfingen, daß es nur einen Gott giebt, der sich sichtbar gemacht hat durch seinen Sohn, welcher sein Wort ist (vgl. Joh. 1, 1), das aus dem Schweigen hervorging [d. h. nach der stillen Vorbereitung des Heils sich laut vernehmbar kundthat]. . . . Wenn nun die, die unter den Satzungen der Vorzeit standen, sich bekehrt haben und dadurch zu einer neuen Hoffnung gekommen sind, wenn sie nicht mehr den Sabbath feiern, sondern ihr Leben nach dem Herrentage [dem Sonntage] regeln, an welchem ja unser Leben seinen Sonnenaufgang erlebte durch ihn und durch seinen Tod, . . . wie sollten wir ohne ihn leben können! Auch die Propheten waren seine Jünger im Geiste, da sie ihn als ihren Meister erwarteten; und darum hat er, den sie, wie es recht war, erwarteten, zu ihnen kommend sie erweckt von den Toten.**)

Aus dem Brief an die Trallianer: Keiner von euch habe Etwas wider seinen Nächsten. Gebt den Heiden keinerlei Anlaß zur Feindschaft, auf daß nicht um weniger Thoren willen die Menge der Christen geschmäht werde. Denn „wehe dem, um dessentwillen mein Name von Etlichen grundlos verlästert wird" (Jes. 52, 5).

Aus dem Brief an die Römer: Als Gebundener in Jesu Christo hoffe ich euch zu grüßen, wenn es anders Gottes Wille ist, daß ich gewürdigt werde, bis ans Ende in dieser Lage zu sein. Der Anfang geht ja gut von statten; wenn ich nur die Gnade erlange, ungehindert meines Loses teilhaftig zu werden. Denn ich fürchte, gerade eure Liebe möchte mir schaden

*) [] Zusätze des Uebersetzers.

**) Dies paßt auf die sogenannte „Höllenfahrt," die in der alten Kirche zumeist, wie auch heute in der römischen Kirche dahin verstanden wird, daß der Herr nach seinem Tode in den Hades gegangen sei, um von dort die Frommen des Alten Bundes mit sich zu führen in seine Auferstehungsherrlichkeit. — Derselbe Gedanke liegt, meine ich, auch in dem von Ignatius innerlichst verarbeiteten Johannes-Evangelium vor: Abraham, Euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte, und [Zusatz des Evangelisten] er sahe ihn [nämlich, als der Herr kam, um die Frommen des Alten Bundes zu erlösen], und freute sich (8, 56).

[etwa durch ein Eintreten für ihn bei den Behörden]. Denn für euch ist es leicht, euren Willen durchzusetzen; für mich aber ist es sehr schwer, zu Gott zu gelangen, wenn ihr mich nicht mit eurer Fürsorge verschont. ... Ihr könnt, wenn ihr schweigt, unter kein besseres Werk euren Namen setzen. Wenn ihr nämlich schweigend von mir abseht, so werde ich ein Wort Gottes [d. h. eine lebendige Predigt] werden; wenn ihr aber mein Fleisch [d. h. mein irdisches Leben] liebt, so bleibe ich wieder ein verklingender Schall. Gewährt mir nur das Eine, Gott zum Opfer geweiht zu werden, da gerade der Opferaltar bereit ist, damit ihr, in Liebe zu einem Chore vereint, dem Vater durch Christum Jesum singen möget, weil Gott den syrischen Bischof gewürdigt hat, vom Morgen her zum Lande des Sonnenuntergangs zu kommen. Schön ists, unterzugehen für diese Welt — seinem Morgen entgegen! . . . Nur Kraft erbittet für mich, Kraft innerlich und äußerlich, daß ich nicht nur in Worten, sondern im Wollen stark sei, damit ich nicht nur ein Christ heiße, sondern auch als solcher erfunden werde. Erst wenn ich als solcher erfunden werde, kann ich [wahrhaft] so heißen, kann im Glauben verläßlich sein, wenn ich dieser Welt des Scheines nicht mehr erscheine. Nichts, was [nur] dieser Welt der Erscheinungen angehört, ist gut. Auch Jesus Christus, unser Gott, erscheint herrlicher jetzt, da er im Vater ist. Nicht viel Worte machen gilts; eine große Sache ists ums Christentum, wenn es von der Welt gehaßt wird! ... Meine Liebe [nämlich: zur Welt]*) ist gekreuzigt, und nicht lebt in mir ein Feuer, das das Sinnliche liebt, sondern ein Element, das es auslöscht, lebt und redet in mir (vgl. Joh. 7, 38) und ruft aus dem Innern mir zu: „Komm zum Vater!"

Aus dem Brief an die Philadelphier: Auch um das Priesteramt war es ein herrlich Ding. Aber noch herrlicher ist der Hohepriester, der mit dem Dienst im Allerheiligsten betraut ist, dem allein die Geheimnisse Gottes anvertraut sind. Er ist die Thür zum Vater (vgl. Joh. 10, 17), und durch diese Thür gehen ein Abraham, Isaak und Jakob, die Propheten, die Apostel, die Kirche. All das ist zwar von Gott zur Einheit zusammengeschlossen. Aber das Evangelium hat doch sein Besondres voraus, nämlich die Erscheinung des Heilandes, unsers Herrn Jesu Christi, sein Leiden und seine Auferstehung. Die lieben Propheten nämlich haben auf ihn hin geweissagt; das Evangelium aber ist die wirkliche Beschaffung der Unvergänglichkeit.

Aus dem Brief an die Smyrnäer: Was nützt es mir, wenn Jemand mich lobt, aber meinen Herrn lästert, indem er nicht zugiebt, daß er Fleisch an sich getragen habe [d. h. ein wahrhaftiger, irdisch-leiblicher Mensch gewesen ist, vgl. 1. Joh. 4, 3].

Aus dem Brief an Polykarp: Stehe fest wie ein Amboß, auf dem geschmiedet wird; — der Kämpfer steht groß da, der geschlagen wird und doch siegt. Die Hauptsache aber ist, daß wir dies Alles um Gottes willen ertragen, damit auch er uns trage mit Geduld. Werde immer eifriger! Suche diese Zeitläufte zu verstehen! Erwarte den Herrn der Zeiten, den Zeitlosen, den Unsichtbaren, der um unsertwillen sichtbar wurde, den Unfaßbaren, den Leidensunfähigen, der um unsertwillen leidensfähig wurde und jegliche Art Leiden um unsertwillen auf sich genommen hat!

Andreas Bockholdt

Tragödie in vier Akten. Von Wilhelm von Polenz. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 2 Mk.

Schon mehrfach hat die Christliche Welt auf Wilhelm von Polenz hingewiesen**); der Pfarrer von Breitendorf und der Grabenhäger haben ihre Würdigung gefunden. Wenn Polenz heute wieder in diesen Spalten auftaucht, so hat das seinen Grund darin, daß er mehr als andre Dichter das Christentum mit seinen Problemen und den geistlichen Stand in den Kreis seiner Beobachtung zieht.

Andreas Bockholdt ist eine Tragödie, kein Roman wie die bisher besprochnen größern Werke des Dichters. Nun will ich nicht untersuchen, in welcher Kunstart er eine höhere Meisterschaft erreicht hat oder noch erreichen kann, im Roman oder im Drama. Ich will auch nicht fragen, ob von Polenz wirklich, wie man vielfach meint, den Naturalisten zuzuzählen ist, oder ob nicht mancher rein abstrakte Zug, mancher Mangel an konkreter Wirklichkeit gerade in diesem neuesten Werke an den Verehrer des Herrn von Egidy erinnert, dessen Hauptinteresse in der Ideenentwicklung liegt. Gälte es hier in erster Linie, die künstlerischen Wandlungen der Dichter oder der modernen Dichtung zu verfolgen, so müßte die Christliche Welt statt über Polenz vielmehr über Halbes Eroberer und über Hauptmanns Fuhrmann Henschel berichten; denn beide — und ebenso ihre Beurteilung — sind ästhetische Zeichen der Zeit.*) Doch wenden wir uns rasch zu der Tragödie von Polenz.

1

Andreas Bockholdt ist Zuchthausarzt, vor allem aber begeisterter Vertreter der Humanitätsideen. Seine Hauptschrift heißt „Mitmensch oder Paria?" Er sucht, von angeborner kühner Menschenliebe wie von den Theorien der modernen Seelen- und Gesellschaftswissenschaft ausgehend, seine Patienten zu verstehen — und Alles verstehen heißt ihm Alles verzeihen. Seine Sträflinge erscheinen ihm als rein und edel; nur die bösen Verhältnisse haben sie ins Verbrechen getrieben. Freundlich entgegenkommender Liebe muß es gelingen, die Keime der Güte und die Kraft der Tugend wieder zu erwecken, die in jedem Menschenherzen still verborgen schlummern.

Zum tragischen Helden macht ihn seine Theorie an sich noch nicht, sondern erst der Versuch, sie vorschnell in Praxis zu übertragen. Die Sonne der Idee hat ihm das Auge für die Wirklichkeit geblendet. Er sieht, zuweilen auch im Bann der Eitelkeit, die Schwierigkeiten nicht, die in der wie auch immer entstandnen Bosheit und Verstocktheit so vieler Verbrecher und in der Rücksicht auf seine Familie liegen. Ein ehemaliger Sträfling ist sein vertrauter Sekretär; während Bockholdt glaubt, dessen Seele durch seine Güte gerettet zu haben, ist Korinski doch ein Schuft geblieben und betrügt seinen menschenfreundlichen Chef um so leichter. Einen Mörder, Brutke, der eben nach zehnjähriger Gefangenschaft entlassen wird und völlig vertiert ist, zieht Andreas Bockholdt trotz vielseitiger Warnung in sein Haus. Seine Worte und Gedanken steigern sich zu visionärer Höhe:

> Sieh mich an! Verbirg dein Auge nicht, mein Freund! Du weißt, daß ich dich liebe — daß ich an dich glaube, an das Gute, das Hohe, das Göttliche in dir. Keinen habe ich so geliebt wie dich — Keinen so gesucht! — Blicke mich an! Ich schicke meine Seele aus nach dir. Du spürst meine Kraft, die Kraft meiner Umarmung! Brutke! — Freund! — Du kannst meiner Liebe nicht mit Haß antworten! Du kannst meinen Glauben nicht zu nichte machen! — Ergieb dich!

Seine Gattin Ernestine hat in diesem Falle Recht:

> O diese jämmerliche Humanität! — Sieh her: hier sind wir, deine Familie, hier ist dein Haus! Hier sollst du wirken, uns sollst du glücklich machen! Was gehen dich die da draußen an? Wenn du dein eignes Kind elend machst, wie kannst dus dann wagen, hinaus zu treten als Prophet? Wie kannst du Fremden das Heil bringen wollen, wenn du den Nächsten Wunden schlägst?

Bockholdt gegenüber steht seine Gattin und der Anstaltsgeistliche Pastor Wangemann. Ernestine wird Jedem die höchste Achtung abnötigen. Sie hat sich still in ihr schweres Los gefügt, sie hat sich von der einzigen Tochter getrennt, um deren junges Herz vor dem Einfluß der väterlichen Theorien zu schützen. Sie sucht ihrem Gatten bei aller Demütigung doch Hilfe im Innern und Verteidigung nach außen zu bieten; sie vertritt mit Energie und Seelengröße nach allen Seiten die Würde des Hauses.

Ganz besonders interessirt uns Pastor Wangemann, ein neues Bild in der Galerie von Geistlichen, die Polenz uns bereits mit Meisterhand entworfen hat. Wangemann ist der beste Freund Ernestinens und der ganzen Familie. Obwohl sachlich

---

*) Einem Mißverständnis dieser Stelle ist die Anregung zu dem Liede entsprungen: „Der am Kreuz ist meine Liebe."

**) Vgl. 1896, Nr. 6; 1898, Nr. 8.

*) Ueber jenes neueste Drama Hauptmanns vergleiche man vor allem die lehrreichen Rezensionen von Julius Hart in der Täglichen Rundschau (1898, Nr. 262) und von Max Lorenz im Dezemberheft der Preußischen Jahrbücher. (S. 487 ff.)

scharfer Gegner von Bockholdts Humanitätsschwärmerei, verehrt er ihn doch als Menschen; er sucht ihm die Verkehrtheit seiner Theorien zu beweisen und ihn möglichst vor deren Folgen zu schützen. Sein Christentum will Polenz als tief und innerlich kennzeichnen; nicht nur die Rollenbeschreibung „durch seine mädchenhaften Züge leuchtet ein reiches Innenleben,“ sondern auch sein ganzes Verhalten zeigt es; der Hinweis Bockholdts auf die Sünderliebe Jesu trifft ihn im Kern seines Wesens. Also Polenz will einen trefflichen Pastor auftreten lassen. Und dennoch kann man sich zuweilen des Eindrucks nicht erwehren, daß der Hinweis auf die Sünde und Verstocktheit der Menschen, auf das Bedürfnis nach „Kraft von oben“ formelhaft ist. So unangenehm Wangemann gerade an dieser Stelle die heuchlerische Antwort Korinskis empfindet: „wir sollen nicht auf unsre Kraft pochen,“ sie erscheint doch, wenn man nicht die Gestalt des Pastors im ganzen, sondern nur jene einzelnen Bemerkungen im Auge hat, als der rechte Wiederhall seiner Predigt. So ist meine Freude über den Pastor nicht ungetrübt. Es ist ein herber Tadel gegen die Sprechweise des geistlichen Standes, wenn Polenz bei seiner guten Absicht ein solches Charakteristikum für notwendig hält oder auch unwillkürlich verwendet.

Neben diesen Hauptpersonen steht noch Frieda, die Tochter Bockholdts. Ein temperamentvolles Mädchen, das in seinem Vater seinen Abgott sieht, kommt sie im Laufe des Stückes zur Einsicht über die Phantastik seiner Ideen und Handlungen und wird aus einer Feindin Wangemanns dessen Verlobte. Wir brauchen hier nichts Näheres über sie zu sagen. So frisch und rein ihre Gestalt uns auch menschlich anmutet, ethisch und religiös ist sie am wenigsten interessant. Ihr Herz ist ein fast unbeschriebnes Blatt, auf dem erst die Erfahrung noch ihre herben aber heilsamen Bilder zeichnen muß.

Die seelische Entwicklung Bockholdts ist das Problem des Dramas. Keine sachliche Darlegung, kein offner Angriff, keine noch so flehentliche Bitte der Seinen kann ihn bekehren. Die Liebe zu den Nächsten ist ihm nur eine schlimme Versuchung, die den Fernsten schuldige zu verleugnen; die Familie hemmt ihn gleich einer schweren Kette in dem Flug zur Sonnenhöhe seines Ideals. Da pocht die bitterste Erfahrung hart an sein gegen alle Schwierigkeiten verschlossenes Herz. Allerdings muß hier auf einen künstlerischen Mangel hingewiesen werden. Der Leser hört gar viel von Konflikten; aber er hört mehr von ihnen, bekommt sie mehr angedeutet, als daß er sie erlebt. Es ist ein Wenig guter Wille nötig, wenn man glauben soll, daß Bockholdt wirklich an solchen Widerständen scheitert. Doch ist das zu Grunde liegende Problem so lebenswahr, daß man dem Dichter diesen guten Willen nicht weigert.

Auch die Schlußkatastrophe wird nicht durch Handeln, sondern durch Reden herbeigeführt. Nachdem Bockholdts Innenleben durch tiefe seelische Erschütterungen hindurch noch einen letzten beängstigenden Höhepunkt erreicht hat, muß er von jenem treu gesuchten Brutke hören, daß auch die Strafgefangnen seiner Liebe nur spotten. Da sinkt er zusammen; sein gebrochnes Herz wird ein Opfer des Wahnsinns. Mit dem Schlußwort „Andreas, wir sind bei dir!“ muß die eben erst so herb verschmähte Liebe der Seinen ihren schützenden Fittich um ihn breiten.

2

Tief erschüttert scheidet man von der Lektüre des Werkes. Sie weckt in Herz und Gewissen alle die Fragen, die aus dem Verhältnis von Ideal und Wirklichkeit entspringen. Obwohl nicht weniger als Wangemann von der Allgemeinheit und Furchtbarkeit der Sünde überzeugt, können wir doch auch den Idealen eines Bockholdt nicht fremd gegenüber stehen. Gerade im Bewußtsein der eignen Verschuldung fühlen wir uns angewidert durch jede pharisäische Behandlung der Verbrecher, wie sie etwa der höchst korrekte Bruder Ernestinens, der Landgerichtsrat Mühling, vertritt, und nicht nur den Pastor trifft der Hinweis Bockholdts auf die Sünderfreundlichkeit Jesu ins Herz. Aber es kommt auf die einzelne Form des Ideals, die Bockholdt verkörpert, so sehr nicht an. Sie erwächst aus seinem Studium und seinem Beruf, ist individuell gefärbt. Uns tauchen vielleicht ganz andre Formen auf, mögen sie auf rein religiösem oder auf allgemein ethischem Gebiete liegen. Ibsens Brand ist mir durch Bockholdt in die Erinnerung zurückgekehrt. Die Herrschaftsansprüche der Religion beginnen sich bei der Lektüre zu regen, und wieder öffnet sich die uralte, die so oft und doch noch nie gelöste, quälende Frage: Wie soll der Mensch jenen Ansprüchen genügen, wie soll zunächst der Theologe sie erfüllen? Staunend blicken wir auf den begeisterten Arzt, der sich und seine Familie dem Ideale opfert. Aber wir fallen dabei in arge Beklemmung. Wohl wünschen wir uns seinen Mut und seinen Hochsinn — aber dürften wir handeln wie er? Die Fesseln der Wirklichkeit umstricken uns zu eng, als daß wir das Auge vor ihnen verschließen könnten. Andreas Bockholdt belehrt uns deutlich genug, daß gerade dann unsre Opfer vergeblich sein würden.

Wir stehen vor derselben Schwierigkeit, die unser christliches Leben und unsre ganze Ethik beherrscht. Der Mensch ist ein Doppelwesen, eine Verbindung von Geist und Natur. Gott und Welt treffen sich in seiner Seele. Nun soll er Gott und Gottes Geist hineinbilden in die Welt der Dinge, soll die aus dem Glauben erwachsenden Lebensgrundsätze zu Weltprinzipien machen. Wie ein Künstler bei seinen Schöpfungen nicht nur das ideale Leitmotiv, sondern auch sein starres Material im Auge hält, so ist es dabei Pflicht des Christen, ohne faulen und bequemen Kompromiß doch mit den Schwierigkeiten der Wirklichkeit zu rechnen. Wo er es nicht kann, da fällt er als Opfer. Andreas Bockholdt ruft uns die Fülle der Opfer ins Gedächtnis, mit denen der Weg vom Ideal zur Wirklichkeit besät ist. So verhängnisvoll das erscheint, so sehr wir auch mit Bockholdt fühlen können, so liegt doch hier eine Schuld. Die Schuldtragödien im eigentlichen Sinne des Wortes sind von der modernen Kunst überwunden; man sucht nicht mehr mit Winkelmaß und Wage nach einem poetischen Ausgleich der Schuld und der Sühne. Aber jeder Ausschnitt aus dem Leben weiß von Schuld zu reden, und auch die schrille Dissonanz, in die das neue Drama des sächsischen Dichters ausklingt, ist eine Predigt für Leser und Hörer, eine Predigt von der Schuld gerade der edelsten Menschen.

Polenz gehört nicht zu den geistesmächtigen, prophetischen Künstlern, die kraft intuitiv erkennenden Geistes eine große Frage der Menschheit typisch oder auch nur individuell ihrer Lösung entgegenführen können. Er ist ebenso wenig wie Hauptmann — „Fuhrmann Henschel“ scheint diese Behauptung endgiltig zu gestatten — ein Pfadfinder der Zukunft. Er wagt, wenigstens bisher, nicht einmal die tastenden Versuche, die Hauptmann uns geboten hat, noch verfügt er über das gleiche poetische Vermögen. Aber danken wir auch den Dichtern der Gegenwart, die uns in ernster Gesinnung mit Flammenschrift an das gemahnen, was der Lösung eines jeden Problems vorausgeht, an die Tragik der offnen Fragen.

Horst Stephan

Verschiedenes

Das Gefühl in seiner Eigenart und Selbständigkeit, mit besondrer Beziehung auf Herbart und Lotze. Eine psychologische Untersuchung im pädagogischen Interesse von J. Hübener. Dresden, Bleyl und Kaemmerer, 1898. 2,80 Mk.

Zwischen der modernen Wissenschaft der Psychologie und den von psychologischen Gedanken und Lehren abhängigen angewandten Disziplinen, insbesondre der Pädagogik, besteht noch immer eine bedauerliche Kluft. Während jene sich heute vorzugsweise mit den Gebieten beschäftigt, die einer exakten Untersuchung zugänglich sind, mit der Sinneswahrnehmung, den sinnlichen Gefühlen, der sinnlichen Aufmerksamkeit u. dgl., arbeitet die Pädagogik mit psychologischen Voraussetzungen, die zum großen Teile von der befruchtenden Wirkung strengerer Methoden unbeeinflußt geblieben sind. So wird es nachgerade zu einem dringenden Bedürfnis, über das Elementare, unmittelbar mit den Sinnen Zusammenhängende hinauszugehen und die höhern und feinern Regungen seelischen Lebens mit der Fackel gründlicher psychologischer Arbeit zu beleuchten. Dazu sind psychologisch geschulte Pädagogen neben pädagogisch interessirten Psychologen berufen. Die Herrschaft des Herbartschen Gedankenkreises innerhalb der Pädagogik, die gegenwärtig bereits weniger einer unmittelbaren Ueberzeugung von seiner Richtigkeit als vielmehr der gefährlichen Macht der Tradition zu entspringen scheint, würde bei solcher unbefangen die Thatsachen prüfenden Forschung von selbst dem natürlichen und notwendigen Fortschritt weichen. Eine „Psychologie ohne Beinamen“ kann allein dem Bedürfnis der angewandten Disziplinen genügen.

Solche Gedanken wurden uns wieder einmal aufgerührt, als wir die Abhandlung von Hübener lasen. Sie macht den gutgemeinten Versuch, die Unzulänglichkeit der Herbartschen Psychologie an einem dazu besonders geeigneten Stück ihrer Lehren, nämlich an der Behandlung und Auffassung der Gefühlsphänomene zu zeigen. Sie bekämpft unter vielfacher Anlehnung an Lotze den einseitigen Intellektualismus Herbarts und seiner Anhänger, nach dem nur die Vorstellungen ursprüngliche Bewußtseinsvorgänge, „Selbsterhaltungen" der Seele, sind und die Gefühle und Willensakte nur sekundär aus jenen entspringen. Die Eigenart des Gefühls in seinem Wesen, seinem Verlauf, seiner Gesetzmäßigkeit, seine Unfähigkeit, aus Vorstellungsverhältnissen, wie bei Herbart, abgeleitet zu werden, und die daraus resultirende Notwendigkeit, in der Pädagogik nicht erst durch die Vorstellungen hindurch, sondern direkt und unmittelbar sich an das Gefühl zu wenden, sucht der Verfasser in populär-wissenschaftlichem Tone nachzuweisen. Sehr tief hat er dabei freilich nicht gegraben, und das Recht, seine Abhandlung eine psychologische Untersuchung zu nennen, müssen wir ihm, sofern wir das Wort in ernsterm Sinne nehmen, leider bestreiten. Wer von Herbarts Philosophie sagen kann, daß sie auf monistisch-materialistischer Grundlage stehe, und von seiner Psychologie, daß sie einer streng physiologischen Methode weit entgegengekommen sei, der hat beide einfach nicht verstanden. Woher mag Hübener wohl die seltsame Ansicht geschöpft haben, daß Schopenhauer „Herbarts großer Schüler" sei? Wundt ist auf S. 27 und 30 gröblich mißverstanden worden, und der Unterschied zwischen dem Apperzeptionsbegriff bei Wundt und bei Herbart ist dem Verfasser, wie S. 28 offenbart, nicht aufgegangen. Derartige Irrtümer, sowie die dem Intellektualismus Herbarts entgegengesetzte Einseitigkeit, in die der Verfasser verfällt, indem er nun das Gefühl als das Seelenvermögen schildert, in dem sich die Seele am unmittelbarsten äußert, lassen ihn nicht als berufen erscheinen, dem eingangs charakterisirten Mißstande von Grund aus abzuhelfen. Schlimmer noch ist, daß er nicht einmal den Begriff des Gefühls, wie er sich gegenwärtig klar von dem der Empfindung abgehoben hat, zu fassen weiß, sondern auch die Hautempfindungen des Drucks, der Kälte und Wärme als „Gefühle" kennzeichnet (vgl. S. 95). Als einen psychologisch geschulten Pädagogen haben wir ihn hiernach so wenig zu betrachten, wie als einen pädagogisch interessirten Psychologen. Wissenschaftliche Irrtümer lassen sich aber nur auf wissenschaftlichem Wege erfolgreich bekämpfen. Wir fürchten daher, daß die von bester Absicht erfüllte Schrift infolge ihrer eignen Unzulänglichkeit nicht imstande sein wird, ihre Aufgabe zu erfüllen. O. Külpe

Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments werden jetzt in gleicher Art und Ausstattung wie die heilige Schrift des Alten Testaments (2. Ausgabe, 1896) von Kautzsch und andern anerkannten Fachmännern, darunter auch Philologen wie Blaß in Halle und Wendland in Charlottenburg, in einer allen Ansprüchen genügenden Uebersetzung dargeboten. Außer der ebenso auf Gemeinverständlichkeit wie auf wissenschaftliche Exaktheit bedachten Uebersetzung empfängt man in den Anmerkungen Fingerzeige zum Verständnis schwieriger Stellen; jedem Buche wird eine über die litterarischen Verhältnisse, Inhalt, Namen, Sprache, Verfasser, Quellen u. s. w. orientirende, knapp gehaltene Einleitung vorausgeschickt. Trotz einiger gelehrter Notizen wird das Werk gerade den Bedürfnissen des Laien am besten entgegenkommen; und höchst wünschenswert ist es, daß die Aufmerksamkeit christlicher Leser durch diese Sammlung auf jene halb zur Bibel gehörige Litteratur, die eine so wichtige Zwischenstufe zwischen dem Alten und dem Neuen Testament darstellt, gelenkt werde: sie enthält neben Gleichgiltigem und bloß geschichtlich Interessantem auch echte Perlen religiösen Empfindens. Daß auch Pseudepigraphen, die nie biblische Autorität besessen haben, wie die sogenannten Testamente der zwölf Patriarchen und die Esra-Apokalypse hier Aufnahme gefunden haben, verdient Billigung, da sie der gleichen Kategorie wie andre Apokryphen, die zufällig in den kirchlichen Kanon eingedrungen sind, angehören und zu deren Würdigung besonders viel beitragen. Bis jetzt sind sechs Lieferungen von der Subskriptionsausgabe, die auf höchstens dreißig Lieferungen à 50 Pfennige berechnet ist, erschienen (Freiburg, J. C. B. Mohr 1898); man darf bis Ende 1899 den Abschluß des Werks erwarten. Wir behalten uns eine Besprechung des Ganzen für die Zeit, wo es vollendet ist, vor und hoffen, daß auch die schwierigsten Stücke, die noch ausstehen, eine so befriedigende Bearbeitung erfahren wie unter den bisherigen z. B. das erste Makkabäerbuch und Tobias. Jülicher

Hiob in dramatischer Form mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Theodor Kayser. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1898. 103 S. Gebunden 1,50 Mk.

Kein Buch des Alten Testaments hat in neuerer Zeit so viele Uebersetzungen erlebt wie das Buch Hiob. Zu der vor nun genau zehn Jahren erschienenen Wiedergabe, die uns der Altmeister alttestamentlicher Wissenschaft Eduard Reuß in Straßburg schenkte, hat das letzte Jahr nicht weniger als drei verschiedne, eigenartige Uebersetzungen gebracht, aus der Feder von Bäthgen, Duhm und Kayser. Bäthgen und Kayser übersetzen in deutschen Versen, Bäthgen meist in fünffüßigen Jamben, an gehobnen Stellen auch den Reim nicht verschmähend, Kayser in verschiednen Metren, meist Jamben, sehr häufig den Reim verwendend. Während Duhm und Bäthgen sich als spezielle Fachmänner auf dem in Frage stehenden Gebiet einen Namen gemacht haben, ist Kayser ein württembergischer Gymnasiallehrer, ein Philologe, der freilich als feinsinniger Uebersetzer griechischer Tragödien schon seit lange hochgeschätzt ist, und der nun, seinen gut schwäbischen Schulsack — unsre ältern Philologen sind insgesamt zugleich Theologen — hervorholend, die Mußestunden seines Alters darauf verwendet hat, das Buch Hiob einem weitern Kreise von Gebildeten zugänglich zu machen. Er hat dabei alle wissenschaftlichen Hilfsmittel alttestamentlicher Exegese mit selbständig prüfendem Urteil zu Rate gezogen, hauptsächlich aber an Dillmanns bekannten Kommentar sich angeschlossen. Stellen, die der modernen Kritik und dem Verfasser als spätere Zusätze erscheinen, sind, um den Eindruck des ursprünglichen Werkes möglichst einheitlich wirken zu lassen, nicht aufgenommen, die Textkonjekturen am Schluß zusammengestellt, auch da und dort erläuternde Anmerkungen unter dem Text beigefügt. Eine eingehende Analyse des Hiobproblems und seiner Lösung, sowie eine feinempfundne Nachkonstruktion des dramatischen Aufbaus des Gedichts gehen voran. Die Uebersetzung selbst ist dramatisch angelegt: ein erster Akt umfaßt 1, 1—2, 10, ein zweiter in drei Abteilungen von vier, drei, zwei Szenen reicht von 2, 11—27, 7, ein dritter in zwei Szenen giebt den Schluß. Ob der Dichter selbst ein Drama schreiben wollte, das mag dahingestellt bleiben, darauf kommt es auch für Kayser nicht an. Daß die vom Uebersetzer gewählte dramatische Anlage die lebendige Bewegung, den Fortschritt und die in der fortschreitenden Disputation sich kundgebende Einheit des Gedichts gut zur Anschauung bringt, scheint uns nicht bezweifelt werden zu können. Für den modernen gebildeten Leser ist das dramatische Gewand durchaus sachentsprechend und geschmackvoll gewählt. Und das gilt auch von der Arbeit im Einzelnen. Kaum irgendwo ist uns eine unmoderne oder unserm Sprachgefühl fremdartige Ausdrucksweise aufgestoßen. Als hervorragend gelungen, als Kabinettstücke von Uebersetzungskunst mögen Hiobs Klage (K. 3 und K. 7), Zophars hitzige Rede (K. 11, in Alexandrinern), dann das ergreifende K. 19 und die Gottesrede (K. 38—40) besonders erwähnt sein. Bei längern Reden ist der Wechsel der innern Gefühle durch kleine dramatische Zusätze angedeutet, ein ebenso einfaches wie treffliches Mittel zu leichterm Verständnis. Wir können das geschmackvoll ausgestattete Büchlein als eine gediegne, Theologen wie Laien fördernde Arbeit herzlichst empfehlen und ihm viele dankbare Leser wünschen. Die Freude am Alten Testament wird in Jedem durch eine solch genußreiche, nirgends langweilige Lektüre genährt und gestärkt werden. Hieber

Amos und Hosea. Unter diesem Titel hat der Utrechter Professor Valeton junior 1893 ein Kapitel aus der Geschichte der israelitischen Religion behandelt. Ein deutscher Pfarrer, Karl Echternacht, hat davon unter Mitwirkung des Verfassers eine getreue, nur zuweilen etwas steife Uebersetzung geliefert (Gießen, J. Ricker, 1898. 3,60 Mk.). Er wünscht, daß dies zunächst zur Einführung junger Theologen in das Verständnis des Prophetismus geeignete Buch seinen Weg auch in Laienkreise finden möge. Die gesamte Haltung des Werkes steht dem nicht entgegen; die Anmerkungen sind allerdings lediglich für Theologen bestimmt, alles Uebrige aber ist jedem höher gebildeten Laien verständlich und muß trotz gelegentlichen Eingehens auf Detailfragen der Textkritik und Exegese sowie der Chronologie das Interesse eines für die Größe der alttestamentlichen Religion empfänglichen Lesers fesseln. Der Aufbau ist klar: nach einer einleitenden Orientirung über die politischen und sittlich-religiösen Zustände im achten Jahrhundert vor Christus, als Amos und Hosea in Nordisrael als Propheten auftraten, wird der Inhalt beider Schriften ausführlich, meist unter Beifügung einer genauen Uebersetzung analysirt. Ein dritter Abschnitt zeichnet dann das Bild des Amos, nach seiner Herkunft, seinem frühern Beruf, seinem Verhältnis zu andern Propheten, dem Anlaß für sein Auftreten als Prophet, vor allem die Eigenart seiner Gotteserkenntnis und den Inhalt oder die Tendenz seiner Predigt; ein vierter bietet das Entsprechende für Hosea. Abschließend vergleicht Valeton endlich die beiden Zeitgenossen, den Moralisten und den Mystiker, den Propheten der sozialen Gerechtigkeit und den der Liebe und deutet auf die Schranken, die ihre Religiosität von der des Neuen Testaments trennen.

Man kann dem Buche in der That zahlreiche Leser wünschen, auch wenn man dem Verfasser nicht durchweg beistimmt und bei Vermeidung der häufigen Wiederholungen sowie knapperer Zusammenfassung sich noch stärkere Wirkung verspräche. Amos und Hosea gehören zu den interessantesten Gestalten in der Religionsgeschichte, das Material reicht aus, um einen lebendigen Eindruck ihrer Persönlichkeit zu schaffen, und mit voller Sachkenntnis und liebevoller Hingebung, dabei nie den Zusammenhang zwischen diesen Individuen und der weitern Entwicklung der Religion ihres Volkes aus den Augen verlierend, hat Valeton sich bemüht, sie dem modernen Menschen verständlich zu machen. Er betont im Vorwort, daß er auf den göttlichen Faktor in der Prophetie den höchsten Nachdruck lege, es aber absichtlich vermeide, viel darüber zu reden. Es wäre erfreulich, wenn sein liebenswürdiges Buch auch den Erfolg hätte, einigen Lesern, die solcher Belehrung noch zugänglich sind, klar zu machen, daß ein theologischer Forscher prinzipiell allen Forderungen der Kritik gerecht werden, die Mangelhaftigkeit des überlieferten Textes, die Dunkelheit vieler Sätze, die Unvollkommenheit der Religiosität auch biblischer Schriftsteller anerkennen und dennoch oder vielmehr eben dadurch, sie wahrhaft für uns und uns für sie gewinnen, von ihrem Geiste das Edelste in unsre Herzen überführen kann. Jülicher

Eine Aeußerung über das Hilfswerk an den Armeniern. Von allgemeinem Interesse dürfte eine Notiz sein, die sich in Nr. 42 der bekannten, in der Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung erscheinenden „Kirchenpolitischen Briefe" findet. Der Spectator berichtet da über einen im Univers abgedruckten Brief, den ein katholischer Pater, Vorsteher eines Hospizes in Malatia in Armenien am 8. Ok-

tober vorigen Jahres an den Generalprokurator der Kapuzinermissionen gerichtet hat. Es heißt darin, daß das unter dem Schutze des deutschen Botschafters in Konstantinopel eröffnete deutsche protestantische Waisenhaus zu Malatia schon nach fünf Tagen angefangen habe, die Waisen, die bis dahin katholische Schulen besuchten, an sich zu ziehen. Der Pater erklärt, daß der Grund für diese Erscheinung in dem Umstande zu suchen sei, daß die Protestanten in großmütiger Weise und mit bedeutenden Hilfsmitteln den Armeniern in den Zeiten der Not ihre Hilfe gespendet — und sich also, das fügen wir hinzu, ihr Vertrauen erworben hätten. Der Spektator erwähnt dieses Schreiben um der Offenheit willen, womit der — französische — Priester in den folgenden Ausführungen seines Briefes das politische Interesse Frankreichs mit dem der römischen Kirche für identisch erklärt und eine Zunahme des deutschen Einflusses befürchtet. Wir werden an die von dem Pater beklagte Thatsache noch eine andre Betrachtung knüpfen. Gewiß, was das evangelische Deutschland an den armen gepeinigten Armeniern gethan hat — gethan hat aus Liebe und Erbarmen, das soll uns freuen ohne jede andre Rücksicht, nur darum, weil es Not gelindert und Schmerzen gestillt hat! Aber können wir jetzt nicht vielleicht manche deutsche Tagesblätter, die in so großer politischer Klugheit alle Bestrebungen zu Gunsten der verfolgten Armenier wie unfruchtbare Schwärmereien behandelt haben, fragen, ob sie wirklich so unfruchtbar waren, wenn ein französischer Priester darin die Ursache sieht, daß das deutsche Prestige gewachsen ist? B-T

An die Adresse des Diasporaboten. Wir haben, wie unsre Leser wissen, das Erscheinen des Diasporaboten lebhaft begrüßt. In unsrer Diaspora liegt nicht zum wenigsten die Zukunft der Kirche; ein Organ also, das freimütig und umfassend die Interessen unsrer Diaspora vertritt, kommt eben zur rechten Zeit. Um so mehr hat es uns betrübt, daß der Diasporabote sich nicht begnügt hat, die Uebertragung der Seelsorge für die evangelische Besatzung von Kiautschou an einen Pfarrer des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins zu melden, sondern daß er als sein eignes Votum andern parteikirchlichen Blättern Folgendes nachdruckt:

„Es ist befremdlich, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts gerade dem Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein die kirchliche Versorgung der evangelischen Besatzung von Kiautschou übertragen hat, während die Anstellung eines Marinestationspfarrers oder doch die Inanspruchnahme einer ältern Missionsgesellschaft näher gelegen hätte."

Hätte der Diasporabote mit deutlichen Worten die Ansicht vertreten, daß es die Pflicht des Reiches gewesen wäre, einen eignen Garnisonpfarrer nach Kiautschou zu senden, und im Interesse dieser Forderung die sonstige Praxis des Reiches in unsern Kolonien kritisch beleuchtet, so würden wir uns über ein solches Vorgehen des Diasporaboten nur gefreut haben. Es hätte recht eigentlich in der Linie dessen gelegen, was wir von dem neuen Blatte erwarteten. Statt dessen ist das Mißfallen des Blattes deutlich dem Uebelwollen gegen den genannten Missionsverein entsprungen. Wenn Parteiblätter wie Reichsbote und Kreuzzeitung mit solcher Kritik schnell bei der Hand sind, so thun sie das in treuer Berufserfüllung. Der Diasporabote mußte sich aber erst näher unterrichten, wie die Regierung zu dieser Abmachung gekommen ist, und sich einer parteiischen Aeußerung grundsätzlich enthalten. Denn unsre Diaspora und unsre Diasporapfarrer stehen nicht auf dem kirchlich-konservativen Parteistandpunkt, sie gehören den verschiedensten Richtungen an, und ihnen allen will der Diasporabote dienen. Thatsächlich ist die Betrauung des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins mit der kirchlichen Versorgung unsrer Truppen in China einfach die Folge praktischer Erfahrung gewesen. Dieser Verein war dort der einzige, der theologisch ausgebildete Missionare stellt und der seinen Satzungen nach zur Grundlegung seiner Arbeit unter den Heiden sich zuerst der evangelischen Landsleute annimmt. Er bot also von Haus aus der Reichsregierung Garantien, wie sie die in China arbeitenden ältern Missionsgesellschaften nicht boten. Wenn nun obendrein in Kiautschou als erster Missionar des zu jung befundnen Vereins Pfarrer Kranz auftrat, der ausgesprochnermaßen kirchlich konservativer oder, wie man zu sagen beliebt, positiver Theologe ist — denn auch solche dienen im Evangelisch-Protestantischen Missionsverein —, so konnte das Reichsmarineamt daraus erst recht die Gewißheit nehmen, daß man ihm nicht Richtungspastoren, sondern Pastoren nach Kiautschou schicken wird.

Nur aus herzlichem Interesse an einem segensreichen Gedeihen des Diasporaboten haben wir uns bei diesem Intermezzo aufgehalten. Wir wissen, daß wir damit im Sinne auch vieler Freunde und Mitglieder der Diasporakonferenz gesprochen haben. R

Zwei Urteile. Das Dresdner Schwurgericht hat 9 Bauarbeiter wegen eines Krawalls zu insgesamt 53 Jahren Zuchthaus, 8 Jahren Gefängnis und 70 Jahren Ehrverlust verurteilt. Einer erhielt 10, einer 9, einer 8, zwei 7, zwei 6 Jahre Zuchthaus, zwei 4 Jahre Gefängnis. Einer von den zu Zuchthaus Verurteilten ist so alt, daß er es schwerlich lebend wieder verlassen wird.

Bei verschlossenen Thüren wurde verhandelt. Der Hergang des zu sühnenden Verbrechens war nach der Frankfurter Zeitung folgender. „In Löbtau bei Dresden hatten Bauarbeiter ein Fest gefeiert und viel getrunken, sodaß sie nicht mehr nüchtern waren. Gegen Abend hatten sich die Meisten entfernt, nur Wenige waren zurückgeblieben, und die hörten, daß auf einem nahe gelegnen Neubau noch gearbeitet werde, obgwar der Feierabend für diejenigen längst eingetreten war, die nach

den von den organisirten Bauarbeitern schwer erkämpften Arbeitsbedingungen nur zehn Stunden im Tage arbeiteten. Die Leute beschlossen nun, auf den Bauplatz zu gehen und den Kollegen zuzureden, für diesen Abend die Arbeit abzubrechen. Es kam dort zu einer kleinen Rempelei zwischen dem Bauunternehmer und einigen von jenen Leuten. Da holte der Bauunternehmer seinen Revolver und schoß zweimal, allerdings auf einen Sandhaufen. Man bedenke, die Leute waren angetrunken und glaubten, daß auf sie geschossen werde! Einer der Leute, der vorher eine kleine Verletzung erlitten hatte, glaubte thatsächlich, daß er angeschossen sei. Nun drangen sie in die Baubude, wohin der Bauunternehmer sich zurückgezogen hatte, und mißhandelten ihn dort in roher Weise. Er wurde mit einer Flasche und mit Holzstücken geschlagen, niedergerissen und mit Füßen getreten. Anfangs schien es, daß er schwer verletzt sei, aber er ist nach kurzer Zeit völlig geheilt gewesen." Die Anklage lautete auf schweren Landfriedensbruch, teilweise auf versuchten Totschlag. Mildernde Umstände wurden von den Geschwornen den bisher unbescholtnen und durch die Schüsse des Bauunternehmers ohne Zweifel schwer gereizten Arbeitern nicht zugebilligt. Zu dem Schuldig der Geschwornen fügten die Richter die höchsten Strafen, in einem Fall die äußerste gesetzlich zulässige.

Und nun das andre Urteil. Wieder ein Dresdener Schwurgericht hat einen Arbeitgeber vor sich auf der Anklagebank. „Im August des vorigen Jahres nahm der Gutsbesitzer Louis Lehmann in Eulitz den Arbeiter Hommel auf vier Wochen in Arbeit. Angeblich, weil Hommel nicht genügend arbeitete, entließ er ihn eher und wollte auch einen Lohnabzug vornehmen. Hommel suchte den Lehmann auf, dieser wies ihm jedoch die Thür. Darauf sagte Hommel: »Erst will ich meinen verdienten Lohn haben, dann gehe ich schon ganz allein.« Das versetzte Lehmann so in Wut, daß er zunächst mit dem Gabelstiel Hommel über Auge und Nase schlug, und als dieser nach der Gabel fassen wollte, stieß er dieselbe dem Hommel in die rechte Schläfe. Hommel blutete stark, lief davon, sank ein paar mal hin und starb dann an den Verletzungen zwei Tage darauf."

Die Geschwornen erkannten Lehmann der fahrlässigen, nicht vorsätzlichen Tötung schuldig. Urteil: 2 Jahre Gefängnis.

Möglich, daß in beiden Fällen die Darstellung, der wir folgen, zu Gunsten des Kontrasts gefärbt ist. Wir sind jeder Belehrung eines Bessern mit Freuden zugänglich. Leider wird genug des Thatbestandes zurückbleiben, um die ernstesten Bedenken zu rechtfertigen. Denn ein derartiges Messen mit verschiednen Maßstäben sieht verzweifelt deutlich nach Klassenjustiz aus. Das Bestreben, inmitten des heute wogenden Interessenkampfes die Rechte der Gesellschaft gegen die Arbeiteransprüche zu schützen, hat bei den Geschwornen die Meinung und bei den Richtern das Urteil beeinflußt. Daß vor dem Gesetz, vor dem Richter alle Menschen gleich seien, wird durch die beiden Urteile Niemand bestätigt finden können.

Aber nicht nur ungerecht, auch kurzsichtig ist dieses Vorgehen. Die 53 Jahre Zuchthaus haben der Sozialdemokratie neun Märtyrer geschaffen. Was Wunder, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion einen fulminanten Aufruf zur Unterstützung der betroffnen Familien erlassen hat. Man fragt sich, ob man nicht auch beisteuern soll. Wenn ich kein andres Bild von dem Thatbestand bekomme, werde ich es thun. Aber überreichlich wird unser arbeitendes Volk seine Gaben opfern. Liebe und Haß, alle edle und unedle Leidenschaft wird mächtig aufgewühlt werden. Wärs ein reines Justizurteil gewesen, so könnte man sagen: Pereat mundus, fiat iustitia. So aber erschrickt man über die moralischen Fehler, die unsre heutige Gesellschaft immer wieder macht. Wahrhaftig, wie die Dinge eben gehen, lebt die Sozialdemokratie von unsern Fehlern. R

Richard Rothes hundertster Geburtstag ist am 9. in Heidelberg würdig begangen worden. Der Großherzog freilich hat nicht persönlich erscheinen können. Aber sonst war das badische Land wohl vertreten; der Feier eignete trotz ihrer akademischen Anlage ein populärer Zug. Die beiden dort sich lebhaft entgegenstehenden kirchlichen Richtungen fanden sich in der Verehrung Rothes merkwürdig eins, man hatte fast den Eindruck, daß sie um ihn wetteiferten. Zuerst in der Aula sprach der Dekan der theologischen Fakultät, Tröltsch. Er hatte vier Doktoren der Theologie zu verkünden: Professor Bousset in Göttingen und drei badische Herren. Ich denke nicht daran, hier Näheres zu berichten, Tröltschs Rede erscheint ja doch gedruckt, ebenso die Ansprachen in der Peterskirche. Hier wurde Rothes Büste enthüllt; die Festrede hielt Kirchenrat Lemme; nach ihm sprachen noch der Konsistorialpräsident Wielandt und Stadtpfarrer Hönig. Das Festmahl lockte mich nicht; ich verwandte lieber die knappe Zeit zu einem Spaziergang nach der Molkenkur. Es war Frühling; obendrein verklärte die Sonne die milde Landschaft. Der Herr Molkenkurwirt brachte bald das Gespräch auf die Feier des Tages: er habe den kleinen Mann auch gekannt; niemals sei ihm Jemand begegnet, der so den Eindruck vollkommner Religiosität gemacht habe wie Rothe; in Heidelberg habe der keinen Feind gehabt; und bei aller Frömmigkeit sei er so frei gewesen. Eine Tischrede, so gut als ich sie nur irgend beim Festmahl hätte hören können. R

Die konfessionelle Bewegung unter den Deutschen in Oesterreich beschäftigt uns so gut wie irgend einen unsrer ungeduldigen Leser. Aber es ist sehr schwer dem Thatbestand auf den Grund zu kommen, noch schwerer ihn zu beurteilen. Viel mehr, als die Tagesblätter und die Chronik der Christlichen Welt berichteten, haben wir bisher nicht erfahren können. Auch ist zuweilen Zurückhaltung gut. Hoffen wir das Beste! R

Nummern gesucht

Es wird freundlichst gebeten, irgend entbehrliche Nummern 3, 7 und 8 vom Jahre 1898, auch gegen Bezahlung, an den Verlag der Christlichen Welt, Leipzig, Querstraße 21, einzusenden.

Geldsendungen

Alle Geldsendungen an Redaktion oder Verlag der Christlichen Welt bitten wir von jetzt an bis auf weiteres direkt nach Frankfurt a. M., Neue Taubenstraße 21, zu richten.

Verlag der Christlichen Welt
Martin Rade.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 7. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die kirchlichen Ereignisse in Schleswig-Holstein im Jahre 1898; Aus Mecklenburg; Die Rothefeier in Heidelberg — Verschiedenes: Der Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche; Ein beachtenswertes Urteil über die orientalischen Christen: Das Handbuch der englischen Freikirchen für das Jahr 1899; Die Energie amerikanischer Frauen — Vermischte Nachrichten — Personalien

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für armenische Waisen): 9 Mk. aus der Gemeinde Moltheinen bei Gerdauen*; 4 von Sp in A*; 3 von G, Oppeltshofen.

Für das notwendige Liebeswerk: 4 Mk. von A R in E; 3 von Sp in A.

Für die Goßnersche Mission: 10 Mk. von K S in Waldenweiler; 4 von A R in E; 2 von E L in E.

Für den Allgemeinen Evangelisch-protestant. Missionsverein (Kiautschou): 4 Mk. von A R in E.

Für die evangelischen Gemeinden Bulgariens: 4 Mk. von A R in E.

Für die Mission unter den Muhammedanern: 5,60 Mk. aus der Gemeinde Moltheinen bei Gerdauen.

Für das Freiburger Diakonissenhaus: 4 Mk. von A R in E. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

In meinem Hause finden auf Ostern 1—2 Knaben aus guter Familie, die eine der hiesigen höheren Schulen (Gymnasium, Realschule, Handelsschule, Goetheschule) besuchen wollen, liebevolle Aufnahme bei event. Nachhilfe in allen Fächern.
Pfarrer **Lehn**
Offenbach a. M., Großhzgt. Hessen.

Villa Mont-Choisi.
Töchterpensionat ersten Ranges und Haushaltungsschule.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie Einführung der Töchter in Haushalt und Küche.
Man wende sich an die Vorsteherin: **Melle Niederer,** Neuchâtel, Suisse.

Cand min., vor 2½ Jahren 2. theol. Examen bestanden, seit 3½ Jahren an einem Waisenhause als Erzieher thätig, sucht zu Ostern Stellung als **Hilfsprediger, Vikar** od. dgl. im Ausland, ev. auch im Schulfach. Anfragen an die Redaktion der Christlichen Welt.

Prof. Dr. theol.
Michael Baumgarten.
Ein biograph. Beitrag zur Kirchenfrage
von
H. H. Studt.
Elegant gebunden M. 6.50.
Verlag von **M. Liebscher, Kiel.**

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24.
Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

30 St. 1 M. **Konfirmationsscheine** 100 St. 3 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Jul. Bergas Verlag, Schleswig.
Der
christliche Glaube
im
geistigen Leben der Gegenwart.
Von
D. Theod. Kaftan,
Generalsuperintendent.
Zweite, verbesserte Auflage.
Preis 1 Mk. 20 Pf.
Geistreich geschrieben; von der Kritik allgemein hervorgehoben.

Für jeden Konfirmanden
Weckstimen — 1 Exempl. 30 Pfg., bei 50 — je 20 — feine Bändchen à Mk. 1.20
Wahre Erzählungen, Lebensbilder, Reiseschilderungen etc. von ersten Schriftstellern. – Reich illustriert – M. HOLLAND, STUTTGART.
eine grosse Freude u. von bleibendem Segen.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Neu!
Konzert-Trompete
gesetzlich geschützt unter Nr. 49 987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.
Preis mit 4 Ventilen . . . . M. 4.50
„ „ 8 „ . . . . „ 6.—
„ „ 12 „ . . . . „ 9.—
(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird.
Versand gegen Nachnahme von
Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Verlag von E. Salzer, Heilbronn.
Arthur Bonus.
Zwischen den Zeilen. Erster Band.
Dies und das für besinnliche Leute. 3. Aufl. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Zwischen den Zeilen. Zweiter Band.
Noch etwas für besinnliche Leute. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.60.
Der Gottsucher. Hymnen u. Gesichte. Mk. 1.—.
Von Stöcker zu Naumann. Ein Wort zur Germanisirung des Christentums. 90 Pfg.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Für die **Konfirmation** empfehle ich:

Das Leben Jesu.

Von

Rev. D. D. **James Stalker.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

2. Auflage. In Skytogen geb. M. 1.20

Anschaulich, klar und schlicht, dem Gegenstand geschmackvoll sinnverwandt wird das Leben Jesu erzählt. Das Büchlein ist geeignet, in ernsten Weihestunden die Gedanken auf die erhabene Person des Heilandes zu lenken und die Herzen für ihn zu gewinnen.

Die Geschichte Jesu.

Von

D. Dr. **Paul Wilhelm Schmidt,**

ord. Professor der Theologie an der Universität Basel.

Geb. M. 4.—.

Der Ertrag der Forschungen über das Leben Jesu im 19. Jahrhundert ist hier am Schlusse des Jahrhunderts zusammengefaßt. In knapper, geistgesättigter Sprache lichtvoll und anschaulich redet das Buch zu allen Gebildeten. Für unsere Konfirmanden eine schöne und sinnige Gabe.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Kaulbach-Album.

Weltberühmte Wandgemälde (6 Hauptbilder) in meisterhaften kleinen Stichen mit erläut. Text vereinigt zu einem eleg. gebund.

Eins der würdigsten Prachtwerke M.20.— für Konfirmation, Hochzeit etc. geeignet.

Einzelne Stiche kl. Formats M. 3, gr. Formats M. 36 (weiss) u. M. 45 (chine).

Alexander Duncker. Verlag. Berlin W. 35.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gelderblom, P. Dr. E., **Verborgene Pilger.** II. **Mephiboseth.** 1,50 M., geb. 2 M. — (Früher erschien: I. **Naeman von Damaskus.** 2. Aufl. 1,50 M., geb. 2 M.)

Meyer, F. B., **Das Licht und das Leben der Menschen.** Betrachtungen über Joh. 1—12. 3,60 M., geb. 4,50 M.

Schäfer, D. Th., **Diakonissen-Katechismus.** Das Diakonissenleben im Licht des luth. Katechismus. 2. Aufl. 1,80, gb. 2,20 M.

Schöpff, W., **Das Büchlein von der Freude.** 2 M., gb. 2,50.

Große Missionsharfe. Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- od. Harmonium-Begleitung. **Neue** Folge. 2,50 M., geb. 3 M. (Erste F. 17. Aufl. 2 M., gb. 2,50 M.)

Soeben erschienen:

„Asia" **Orientreisebericht**, Reiseschilderungen, relig. Erlebnisse, politische Folgerungen von **Fr. Naumann.**

Bedeutend **erweiterter „Hilfe"-Bericht mit 58 Originalzeichnungen.**

Brosch. 3 M. **durch alle Buchhandlungen.** Eleg. geb. 4 M.

Würdige und sinnige

Konfirmationsgeschenke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Riemann, Lic. D. theol. **Für den Lebensweg.** Pracht-Ausg. 9 M. Kleine Ausg. 4 M.

Rogge, D. Hofprediger, **Allzeit im Herrn.** Vierte Auflage. Prachtb. 12,50 M.

Kleinere, beliebte u. gediegen ausgestattete Geschenkwerke (in Prachtb. je 4 M) sind:

Augusti, In gutem Geleit. Stökl, Feierstunden d. Seele. Stökl, Auf der Schwelle des Lebens. 4. Aufl.

W. Bahnsen, Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrat u. Oberpfarrer in Coburg.

Passionspredigten. Geh. M. 2.—, Gebd. M. 2.75.

Bergpredigt, Christentum der. Geh. M. 3, Geb. M. 4.

Gebet des Herrn. Geh. M. 2.—, Gebd. M. 2.75.

Evangelienpredigten. (I.) Geh. M. 5.—, Geb. M. 6.—.

Alexander Duncker. Verlag. Berlin W. 35.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die Gleichnisreden Jesu

von

D. **Adolf Jülicher,**

Professor der Theologie in Marburg.

Zweiter Teil.

Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien.

Gr. 8. M. 12.80. Geb. M. 15.30.

Professor D. Adolf Harnack schreibt in der Christlichen Welt 1899, Nr. 4: „Jüngst ist ein herrliches Buch erschienen: Jülicher, Die Gleichnisreden Jesu. Dreiundfünfzig Gleichnisse und Parabeln sind hier ihrem ursprünglichen Sinn zurückgegeben, gegenüber jener Exegese, die viele Künste treibt und nur weiter vom Ziele kommt. Dieses Buch sollte in den nächsten Monaten von allen Theologen gelesen werden; denn besser als irgend ein andres ruft es zur Erkenntnis des Wesentlichen. Es wird die Zuversicht zu dem »evangelischen« Glauben beleben und stärken, zu jener Ueberzeugung, dass der demütige Kindessinn gegenüber dem Vater im Himmel in der Gewissheit seiner Gnade und seines Schutzes das Geheimnis der christlichen Religion ist, das den Weisen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart ist."

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig